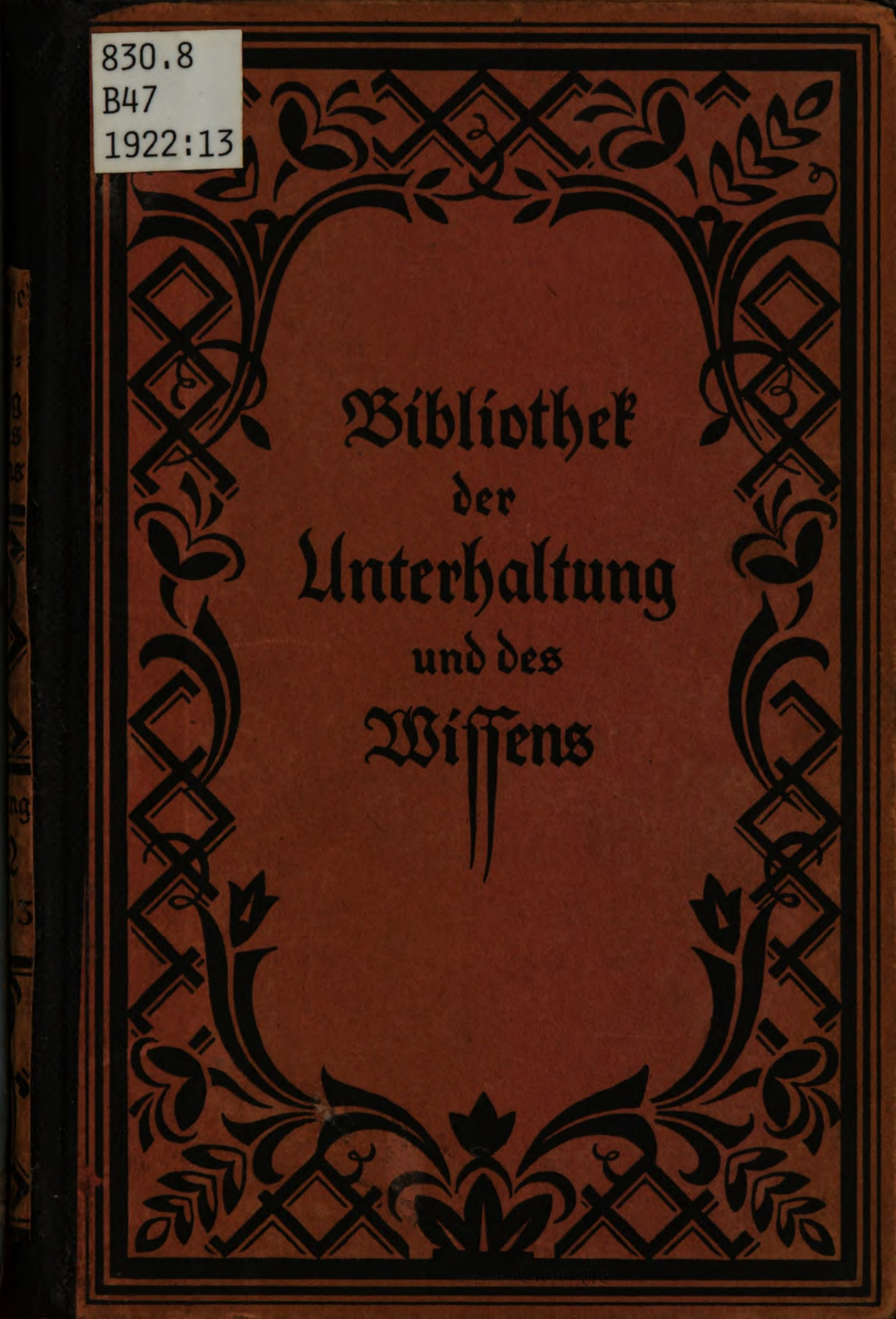
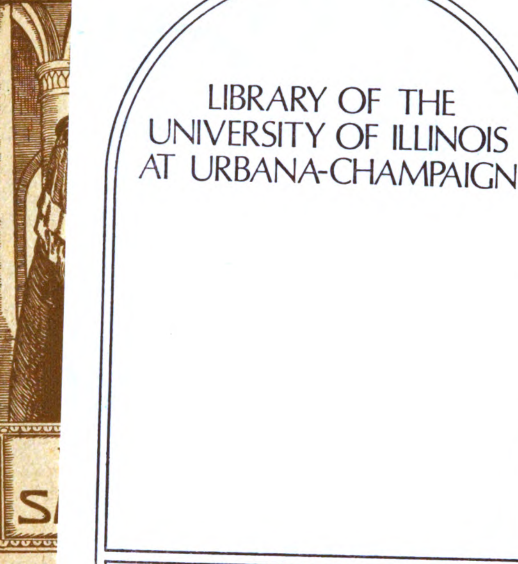
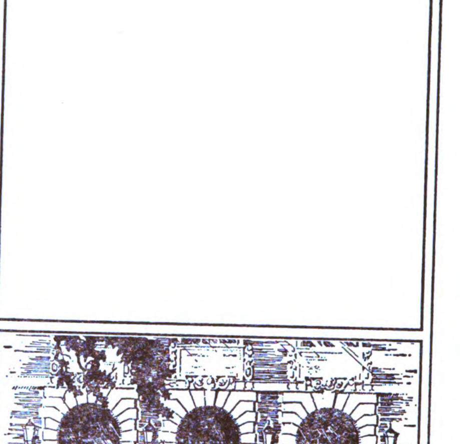

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



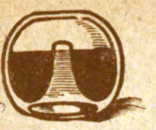




Es sind im ganzen 74 richtige Lösungen den Bedingungen entsprechend eingesandt worden. Das Los hat darüber entschieden, auf wen von diesen Einsendern die ausgesetzten 30 Geldpreise entfallen. Die Namen sind auf Seite 181 dieses Bandes veröffentlicht.

Für den neuen Jahrgang

ist ebenfalls ein Preisausschreiben vorgesehen, über das wir später Näheres bekanntgeben werden





Zauber-Tintenfaß

sensationelle Neuheit!

Selbsttätig aufstehend, wenn es umgeworfen, kann umgedreht werden, die teure Tinte verdunstet nicht. Aus prima Glas Stück M. 12.— gegen Einsendung

1	2	3	4	5	6 Stück
14.—	27.—	39.—	52.—	64.—	76.— Mk. fr.

(Nachn. je M. 2.25 mehr). Postscheckkonto Berlin 38 623. Abteilung I: Scherz-, Festbedarf-, Zauberartikel, Spielwaren, Feuerwerk. Liste gratis und franko.

A. Maas & Co., Berlin 30, Markgrafenstr. 84. Gegründet 1890.



Nasenformer „Zello-Punkt"

D. R. Patent und **D. R. G. M.**

Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck schreibt:** Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200 000 St. verkauft. Jll. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 75.—, mit weichsten Polstern M. 100.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32.



„Eta-Formenprickler"

Eine neue medizinische Erfindung! Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebzellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird üppig und drall. Der **Erfolg ist ärztlich bestätigt.** So schreibt u. a. der **Kosmetiker Dr. med. Klatt:** „Senden Sie noch 2 ‚Eta-Formenprickler'. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt." Preis komplett M. 39.— mit Garantieschein.

Laboratorium „Eta", Berlin W 239, Potsdamer Straße 32.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart / Berlin / Leipzig

Soeben ist erschienen:

Faltbootsport und Kleinsegelei

Eine ausführliche und doch kurz gefaßte Anleitung für den Gebrauch des Faltbootes für Wanderfahrt, Sport und Kleinsegelei. Ein erschöpfender Ratgeber für das Befahren von Flüssen, Stromschnellen und Wehren im Faltboot nebst einer Anweisung für die Reparatur des Bootes auf der Fahrt von **E. B. Schwerla.** Mit 74 Abb. Kart. M. 24.—

Zu haben in allen Buchhandlungen



Zu der Erzählung „Tage der Rosen" von Horst Bodemer. (S. 43)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



13. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Tage der Rosen

Erzählung von Horst Bodemer
Mit Bildern von A. Wald

Der Sanitätsrat Doktor Ollmann war in sehr übler Stimmung von einer Fahrt über Land heimgekommen. Frau und Töchter hatten mit dem Abendessen auf ihn gewartet. Einsilbig saß man bei Tisch; gewiß lag wieder einmal ein schwieriger Fall vor. Der Sanitätsrat nahm seinen Beruf bitter ernst. Als man gegessen hatte, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, fuhr sich mit der flachen Hand über seinen grauen Vollbart, rückte an der goldumränderten Brille und sagte: „Nun wird doch kommen, was ich schon längst befürchtete. In Zoggen läßt sich ein junger Arzt nieder. Beim Gärtner Lindemann hat er ein paar Zimmer gemietet."

Das war allerdings eine Nachricht, die man gar nicht ernst genug nehmen konnte. Seit über dreißig Jahren praktizierte der Sanitätsrat hier in dem kleinen Flecken Mertzberg. Die Frau brachte nur die Aussteuer mit in die Ehe, vier Kinder hatten sich eingestellt, die nach auswärts in Pension gegeben wurden mußten, weil es höhere Schulen nicht in dem siebenhundert Einwohner zählenden Mertzberg gab. Die beiden Söhne studierten jetzt Medizin, die Töchter würden in absehbarer Zeit heiraten wollen, was kostete heute Studium und Aussteuer! Viel hatte man nicht sparen können, obgleich die Praxis ganz gut war. Oft hatte der Sanitätsrat zu Frau und Kindern gesagt: „Wir kommen gerade durch, wenn sich aber einmal in Zoggen, dem reichen, fast tausend Einwohner zählenden Bauerndorf, ein jüngerer Kollege niederläßt,

dann mag Gott wissen, wie wir bestehen sollen.“ Es handelte sich ja nicht allein um Zoggen, sondern auch um die Dörfer, die in der Nähe lagen.

Frau und Töchter ließen die Köpfe hängen. Warum auch noch reden über die unerfreuliche Tatsache? Aus der Welt ließ sie sich doch nicht schaffen.

Ein paar Wochen später erschien der junge Kollege, ein Doktor Umbreit, bei Ollmanns zu Besuch. Er war ein liebenswürdiger, junger Herr von knapp dreißig Jahren. Groß, schlank, blond. Man gewann sofort den Eindruck, er war ein Mann, der wußte, was er wollte. Peinlich war der Besuch bei einem Kollegen, dem man im Laufe der Zeit sicher einen Teil seiner Praxis abnahm, natürlich für beide Teile.

„Irgendwo mußte ich sehen unterzukommen. Studium, mehrjähriges Arbeiten in Kliniken haben mein kleines Vermögen aufgezehrt, die Zeiten sind schwer, ein paar Jahre werde ich mich kümmerlich durchschlagen müssen. Ich kam mit dem ehrlichen Willen hierher, gute Nachbarschaft mit Ihnen zu unterhalten, Herr Sanitätsrat, und hoffe, ich tue keine Fehlbitte.“

Der Sanitätsrat blieb kühl, beteuerte aber, daß auch er auf gute Nachbarschaft rechne. Meinungsverschiedenheiten würden hoffentlich vermieden werden, wenn es aber doch einmal dazu käme, so zweifle er nicht, daß sie durch ruhige Aussprache aus der Welt zu schaffen seien.

Zustimmend verbeugte sich Doktor Umbreit, verabschiedete sich nach zehn Minuten, sagte, daß er noch bei dem Herrn Gerichtsrat — der Flecken hatte ein Amtsgericht —, dem Apotheker und einigen Honoratioren Besuch machen wolle.

Der Sanitätsrat rückte nach seiner Gewohnheit an der golдumränderten Brille und sagte: „Ich habe das Ge-

fühl, als hätte mir das Schicksal einen unangenehmeren Kollegen nach Zoggen setzen können. Der erste Eindruck ... na, wir werden ja sehen."

Auch auf Frau und Töchter hatte der junge Arzt nicht ungünstig gewirkt.

Doktor Umbreit hatte doch nicht geglaubt, daß es ihm so schwer werden würde, hier in die Praxis zu kommen. Und doch gefiel ihm die Anhänglichkeit der Leute an ihren alten Arzt. Hätte er von der Behörde nicht die Erlaubnis bekommen, eine Handapotheke zu führen, wären wahrscheinlich noch weniger Patienten bei ihm erschienen. Man wandte sich an ihn in leichteren Fällen, wenn es galt, eine Wunde auszuwaschen, einen Verband anzulegen. Nun, da mußte er eben warten auf einen schwierigen Fall, bei dem er zeigen konnte, daß seine jahrelange Tätigkeit an Universitätskliniken doch nicht vergebens gewesen war. Lange hielt er es kaum aus, wenn sich seine Einnahmen nicht wesentlich besserten. Die Anschaffung der Handapotheke, die bescheidene Einrichtung seiner Dreizimmerwohnung, die ärztlichen Instrumente hatten Summen gekostet, die er nur nach und nach tilgen konnte. Mittags aß er im Dorfwirtshaus, für Frühstück und Abendbrot sorgte er selbst, eine Aufwartefrau hielt die Wohnung in Ordnung, bescheidener konnte kein Arzt leben.

Oft traf er den Sanitätsrat Ollmann im Dorfe. Man begrüßte sich, wechselte dann und wann ein paar Worte mit einander und trennte sich dann wieder. Im stillen hatte er gehofft, der ältere Kollege würde ihn einmal einladen. Vergebens.

Monat um Monat verging. Kopfschüttelnd saß der Doktor Umbreit vor seinem „Patientenbuch". Sein Ver-

dienst reichte knapp für sein kümmerliches Leben, an die Abzahlung der Schulden konnte er noch immer nicht denken. Die ersten Mahnbriefe der Lieferanten stellten sich auch ein. Und waren einmal ein paar Wochen besser gewesen, dann wurden die nächsten umso schlechter. Dieses Warten, dieses Hangen und Bangen, war schwer zu ertragen.

Die Söhne des Sanitätsrats waren zu den Osterferien nach Hause gekommen. Der Vater sprach ernst mit ihnen.

„Bummelt um Himmels willen nicht! Habt ihr das Studium hinter euch, seid ihr noch lange nicht fertig. Die weitere Ausbildung wird mich auch noch eine schwere Menge Geld kosten. Ich habe gehofft, der ältere von euch übernimmt hier in Mertzberg mal meine Praxis, und der jüngere hätte sich später vielleicht, wenn ich nicht mehr bin, nach Zoggen setzen können. Es wäre kein leichter Anfang geworden. In den heutigen Zeiten darf man keine großen Ansprüche in unserem Beruf stellen. Es haben zu viele Medizin studiert. Ihr müsset darauf sehen, Frauen zu heiraten, die Vermögen mitbringen. Ja, dieser Doktor Umbreit hat uns einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht, obgleich vorläufig nicht viele zu ihm abgeschwenkt sind. Immerhin merke ich den Ausfall doch. Der Wirt, bei dem er ißt, muß ihn als Hausarzt nehmen, und auch die Kaufleute. Und wer will es einem Kranken verdenken, er wendet sich in plötzlichen Fällen an den Arzt im Orte? Es kostet doch weniger. Mit der Zeit bohrt sich dann der neue Doktor immer fester in Zoggen und der nächsten Umgebung ein. Ich kann es ihm nicht einmal übelnehmen."

Das war böse Kunde für Hans und Gustav Ollmann. Beichten mußten sie beide auch noch beträchtliche Posten. Man war doch nur einmal jung, später, als Landärzte,

war's mit Theater, Konzerten und mancher Annehmlichkeit der Universitätstadt vorbei.

Und die Schwestern waren auch nicht mehr so lustig wie früher. Paula, die Ältere, sie war schon sechsundzwanzig, hatte sich sogar bissige Bemerkungen den Brüdern gegenüber angewöhnt. Sie hätten es gut, nähmen das Leben leicht, was aber habe sie vom Dasein? Dem Vater die Instrumente in Ordnung zu halten, sich um den Garten zu kümmern, das tue sie ja gern, aber ab und zu wolle man doch wenigstens einmal ausfliegen. Der Ilse gehe es nicht besser; die dürfe assistieren und sonst im Haushalt der Mutter zur Hand gehen. Sei das vielleicht Leben? Und einen Mann kennen lernen, der ein armes, gebildetes Mädel aus solcher Trübsal heraushole, daran sei in Mertzberg nicht zu denken.

Die Brüder mußten zugeben, daß ihre Schwester nicht mit Unrecht klagte.

Sie besuchten den Apotheker Weidlich, der war mit dem Vater alt und grau geworden. Erkundigten sich bei dem nach dem neuen Doktor; Weidlich war auch nicht gut auf den jungen Arzt zu sprechen, weil der eine Handapotheke führen durfte.

„Viel Rezepte bekomme ich von ihm nicht zu sehen. Ob er Seide spinnt, vermag ich nicht zu beurteilen, glaub' es aber nicht. Der Vater sitzt doch zu fest in der Praxis. Zu einem älteren Arzt, den man genau kennt, hat man eben überall mehr Zutrauen als zu einem jungen. Seine Rezepte wird der Doktor Umbreit ja so einrichten, daß er sie möglichst aus seiner Handapotheke liefern kann. Na ja, ist auch ein Standpunkt. Sogar ein begreiflicher."

Es war kein frommer Wunsch, den die beiden jungen Mediziner hegten, aber begreiflich war der auch. Nämlich der Wunsch, daß der Doktor Umbreit hoffentlich bald

seine Zelte in Zoggen wieder abbrechen möchte, weil er dort doch auf keinen grünen Zweig kommen würde.

Ilse Ollmann dachte anders. Der junge Arzt gefiel ihr. Rausbeißen konnte man ihn nicht, und langweilig war es in Mertzberg auch, die Paula hatte ganz recht. Aber da zog ein vernünftig denkendes Mädel doch andere Schlußfolgerungen, es sah zu, wie es unter die Haube kam. Sie hatte dem Vater gegenüber sogar die Andeutung fallen lassen, eigentlich müsse man nun einmal den Doktor in Zoggen einladen, aber er hatte nicht darauf geantwortet.

Doktor Umbreit schrieb eines Abends an seinen älteren Bruder, der sich vor kurzem als Rechtsanwalt in einer kleinen nordhannoverschen Kreisstadt niedergelassen hatte.

„... Verbringe einen Teil der Gerichtsferien bei mir. Überlastet mit Arbeit wirst du ja nicht allzu sehr sein. Hier ist das Leben nicht teuer, in zehn Minuten bist du in meilenweiten Wäldern, für einen Fußgänger wie du also die gegebene, billige Sommerfrische. Und dann bitte ich dich auch meinetwegen zu kommen; meine Praxis vergrößert sich recht langsam. Ich weiß nicht, ob ich versuchen soll, hier auszuhalten oder mir ein anderes Betätigungsfeld — heute eine recht schwierige Aufgabe — zu suchen. Vier Augen sehen mehr als zwei."

Die Klingel des Fernsprechers schrillte; das geschah selten. Der Arzt griff zum Hörer, meldete sich.

„Hier Frau Sanitätsrat Ollmann. Mein Mann läßt Sie bitten, gleich nach Mertzberg zu kommen. Ein schwerer Kraftwagenunfall, fünf Personen ernstlich verletzt."

„Sofort setze ich mich aufs Rad, gnädige Frau."

Gegen den Wind mußte Doktor Umbreit ankämpfen,

wellig war das Gelände auch, fast sieben Kilometer waren es bis nach Mertzberg.

Als er die steile Wegbiegung hinunterfuhr, kurz vor dem Flecken, sah er das Unglück. Die Böschung war ein Kraftwagen hinuntergerutscht und hatte sich überschlagen. Vom letzten Regen war die Landstraße noch klitschig. Leute standen da, der Arzt bremste, fragte, wohin man die Verunglückten geschafft habe.

„Gleich unten links in die Schule."

Drei Erwachsene lagen da und zwei Kinder. Ein Seidenwarenfabrikant war es mit seiner Familie und dem Lenker. Arm-, Bein- und Rippenbrüche, Schädelverletzung, eine eingedrückte Nase. Stöhnen der Großen, Wimmern und Klagen der Kinder. Der Sanitätsrat schiente mit seiner jüngsten Tochter gerade das Bein des kleinen Mädchens. Apotheker Weidlich rannte, so schnell ihn seine alten Beine tragen konnten, heim, um noch irgend etwas herbei zu holen. Die beiden Lehrer standen zur Hilfe bereit. Den Rock zog Doktor Umbreit vom Leibe und legte seinen Leinenkittel an, den er mitgebracht hatte. Der Sanitätsrat gab ihm mit ein paar Worten die nötigsten Aufklärungen.

„Untersuchen Sie, bitte, die Frau genau, drei Rippen scheinen gebrochen, stellen Sie fest, ob die Lunge verletzt ist."

Anderthalb Stunden war noch anstrengend zu tun. Doktor Umbreit hatte seine helle Freude an Ilse Ollmann. Wie die zupackte; wie geschickt sie war, und wie ruhig. Ein halbes Wort des Vaters und sie begriff, was sie tun mußte. Das wäre eine Frau für einen Landarzt! Wie herzlich sie den Kindern Mut zuzusprechen verstand.

Schlimmer hätte der Unfall ablaufen können, viel schlimmer, obgleich er traurig genug war.

Mit der Tragbahre wurden die Patienten in den Gasthof gebracht.

Nachdem alles geschehen war, was für den Augenblick getan werden konnte, sagte der Sanitätsrat: „Nun kommen Sie, bitte, mit zu mir und stärken Sie sich nach den Anstrengungen. Morgen früh werde ich einen Sanitätskraftwagen bestellen und die Patienten ins Krankenhaus schaffen lassen.“

Eine Stunde blieb Doktor Umbreit bei dem Sanitätsrat. Man saß bei einer Flasche Wein und einem Imbiß zusammen. Frau und Töchter waren zugegen, und als sich der junge Arzt verabschiedete, meinte er, Ilse Ollmann habe ihm besonders herzlich die Hand gedrückt.

Seit diesem Abend sah Paula Ollmann ihre jüngere Schwester manchmal merkwürdig an, und kniff dazu die Lippen aufeinander. Ilse wußte, was die Blicke besagen sollten. Es wäre ihr lieber gewesen, die Schwester hätte gefaucht, denn sie fühlte, wie ihr dann immer die Röte ins Gesicht stieg. Aber Paula tat ihr den Gefallen nicht; das hätte gerade noch gefehlt, daß die jüngere Schwester vor der älteren geheiratet hätte — und noch dazu den, der allen das Leben hier schwer machte. Und dann kam eine Zeit, da fing sie an zu sticheln; ganz harmlos kamen ihr dabei die Worte über die Lippen.

„Warst ja wieder in Zoggen, Vater. Viel zu tun dort gehabt?“

Man kannte ja die Patienten, der Sanitätsrat erzählte, wo er gewesen sei.

„Mir scheint, Doktor Umbreit bildet sich zum Armenarzt aus!“

„Will ich nicht sagen, Kind. Aller Anfang ist bekanntlich schwer. Übrigens kümmere ich mich nicht darum, wer

zu ihm kommt, und zu wem er geht, das verstößt gegen die Standesehre."

Paula nahm den Hieb gelassen hin; Hauptsache blieb, daß Ilse sich ärgerte, und daß dies der Fall war, das sah sie ihr an.

Es war nicht mehr das alte, gute Verhältnis zwischen den beiden Schwestern; schließlich fiel dies auch dem Vater auf.

Als er mit seiner Frau eines Nachmittags durch den Garten ging, fragte er sie, was denn zwischen beiden vorgefallen sei.

Frau Ollmann wollte nicht recht mit der Sprache heraus, sie hatte das schon längst bemerkt.

„Gott, was wird's sein?"

Der Sanitätsrat blieb beharrlich.

„Du führst mich auf unsere alten Tage doch nicht mehr hinters Licht, Mariechen. Also was hat's gegeben?"

„Mir scheint — aber ich weiß nichts Bestimmtes — Doktor Umbreit hat einigen Eindruck bei Ilse hinterlassen."

Der Sanitätsrat blieb stehen; seine Hände klatschten auf dem Rücken zusammen; dann schaute er eine Weile nachdenklich vor sich hin.

„Ach so, deshalb immer die Anzapferei von der Paula. Bring Ilse bloß den Gedanken aus dem Kopf. Mit dir kann ich ja drüber sprechen. Man hört auf der Praxis allerlei. Und ich weiß, daß aus 'ner Mücke gleich ein Elefant gemacht wird. Aber so weit bin ich mir doch klar, der Umbreit kann sich kaum selber ernähren; von einer Frau keine Rede. Also schon aus diesem Grund ist das ganz aussichtslos."

„Ich denke, es ist das beste, man tut vorläufig, als merke man nichts."

„Das wirst du besser zu beurteilen wissen als ich, meine gute Marie.“

Der Rechtsanwalt Umbreit war angekommen. Die Brüder hatten sich immer gut verstanden. Sie sprachen sich aus.

„Da sind meine Bücher, Karl. Und hier ein Verzeichnis meiner Schulden. Da hab' ich auf Heller und Pfennig aufgeschrieben, was ich jeden Monat ausgegeben habe; Besserung vorhanden — gewiß, aber wenn das so langsam geht, wird meinen Gläubigern die Geduld reißen.“

„Konrad, nur keine Übertreibungen! Ich sehe als Anwalt doch genug hinter die Kulissen. Da redet man mit den Gläubigern ein gutes Wort. Ich will alles, wenn nötig, gern für dich tun. Habt Geduld, sonst schädigt ihr euch selber. Mein Bruder ist ein Ehrenmann, hat klar geführte Bücher, es geht langsamer vorwärts, als zu hoffen war. Wie oft, meinst du, kommt das heute vor? Ich hab' noch immer erreicht, daß die Lieferanten Vernunft annahmen.“

Nach genauer Prüfung der Bücher lachte der Anwalt seinen Bruder aus.

„Sind das deine ganzen Sorgen? Da hab' ich schlimmere Dinge erlebt und man hat doch ein Einsehen gehabt und die Schuld gestundet. Natürlich gegen übliche Verzugszinsen. Dich drückt vor allem nieder, daß du nicht genug zu tun hast. Auch das geht, gerade in den freien Berufen, heute vielen so.“

Eine Wohltat war es für Umbreit, daß sein Bruder gekommen war. Wie der aufzumuntern verstand.

Eines Tages sagte der Anwalt: „Konrad, du solltest heiraten, sonst wirst du ein Grillenfänger! Herrje, was machst du denn für ein Gesicht?“

„Ich? Was für ein Gesicht soll ich denn machen?"

„So wie einer, der irgendwie in irgendwen verschossen ist. Konrad, wir waren doch immer ehrlich zueinander, es ist wirklich nicht recht von dir, daß du mir nicht beichtest."

Im Zimmer ging Konrad hin und her, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt. Wie eine Ohrfeige klatschte ihm das laute Lachen seines Bruders ins Gesicht.

„Warum drüber reden? Ist ja doch aussichtslos; ganz unmöglich."

In der Sofaecke räkelte sich Karl Umbreit zurecht, lachte nun erst recht.

„Was hab' ich dir gesagt? Ein Grillenfänger wirst du. Ach was, bist du schon längst. Erzähl mal 'n bißchen. Was ist denn aussichtslos?"

Da rückte Konrad heraus. Er verschwieg nichts.

„Vielleicht ist's nur eine Vermutung von mir, daß Ilse Ollmann mich wenigstens ein bißchen gern hat. Sicher ist jedenfalls, daß ihr Vater mich nicht in seinem Hause sehen will und — in der Wolle sitzen Ollmanns auch nicht. Zieht ein Landarzt vier Kinder anständig groß, hat er seine liebe Not. Das ist meiner Weisheit letzter Schluß. Der elende Mammon! Und die Ilse gäb' eine Arztfrau, wie ich eine zweite nicht finden würde!"

„Du, das ist auch Kapital!"

„Ja. Aber für den schweren Anfang ein bißchen wenig. Und dann, alle anderen Ollmanns, daß die mich nicht lieben, ist begreiflich."

„Zugegeben. Aber du willst doch nicht ‚alle anderen Ollmanns' heiraten. Ich will mal sehen, ob ich nicht was für dich tun kann."

Einen roten Kopf bekam Konrad Umbreit.

„Daß du dich nicht unterstehst!"

Der Bruder lachte auch noch dazu.

„Ich wäre doch ein trauriger Anwalt, wenn ich nicht ‚alle Möglichkeiten' ausschöpfen sollte, um meinem ‚Klienten', der bist augenblicklich du, lieber Bruder, zu helfen. Natürlich darf ‚der Klient' durch die Tätigkeit seines Anwaltes in keiner Weise ‚belastet' werden!"

Da ärgerte sich Konrad, daß er von Ilse Ollmann und seiner Liebe gesprochen hatte.

Karl Umbreit war leichtblütiger als sein Bruder; war beweglicheren Geistes. Er hatte einen „Kriegsplan" bald ausgedacht. Diese Ilse Ollmann mußte er kennen lernen, damit er sich ein eigenes Urteil bilden konnte. Was dann weiter geschah, würde sich finden. In zwei Wochen mußte er wieder zu Hause sein, da hieß es rasch handeln.

Am nächsten Morgen nahm er sein Skizzenbuch und marschierte nach Mertzberg. Aus Liebhaberei hatte er schon als Kind viel gezeichnet; gern wäre er Maler geworden, aber die Vermögensverhältnisse erlaubten es nicht. Viele fühlten sich zum Künstler berufen, wenige aber waren auserwählt; auf solch ein Wagnis hatte er sich nicht einlassen dürfen. Als Offizier im Schützengraben war die Lust zum Zeichnen wieder stark in ihm geworden. Übung machte den Meister, und seine Begabung war nicht gering. Auge und Hand schulten sich, Freude an der Natur hatte er gehabt, da nahm er auch nach der Kriegszeit das Skizzenbuch auf seinen Wanderungen mit.

Da lag das Nest vor ihm. Weitermarschiert. Er wußte ja, was er wollte, und absonderlich müßte es doch zugehen, er lernte in den nächsten drei Stunden nicht Ilse Oll-

mann kennen. Denn mit der weiblichen Neugier zu rechnen, war für einen Mann doch das Gegebene.

Karl Umbreit ging langsamer, blieb hie und da stehen, musterte die Fachwerkhäuser und schlenderte dann weiter. Mit einem Male sagte er: „Glück muß der Mensch haben!" Da war das Haus des Sanitätsrates. Das Schild hatte er gesehen. Die Uhr am Kirchturm zeigte zehn Minuten vor neun. Nach den Angaben, die auf dem Schild standen, würde spätestens um halb zehn der Sanitätsrat auf Praxis über Land fahren, der sollte erst aus dem Haus sein, bevor er „die weibliche Neugier" erweckte. Hübsch wohnte der alte Doktor, ein großer Garten gehörte dazu, und darin stand eine schöne Laube, die dunkelrote und blaßrote Kletterrosen ganz eingesponnen hatten. Mit einem hübschen Mädchen mußte es sich da drin herrlich sitzen. Deckung gegen Sicht war da gegeben. Nun sollte der „Kriegsplan" ausgeführt werden. Klingeln und sagen: „Erlauben Sie, daß ich die Laube zeichne", das wollte er nicht. Feinfühlig mußte er vorgehen. Halb voll Zeichnungen war sein Skizzenbuch auch, er konnte sich also ganz leicht als „Kunstjünger" — wenigstens für den Anfang — ausweisen.

Er schritt erst einmal weiter durch den Flecken. Noch manches hätte ihn gereizt zu zeichnen, aber heute würde er es sicher nicht tun.

Da war ja ein Gasthof; unter Linden standen Tische und Bänke. Dorthin wollte er sich setzen, einen Schoppen trinken und beobachten, wenn der Sanitätsrat wegfuhr.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Kurz nach neun stand ein kleiner Wagen, mit einem Pony bespannt, vor der Haustür, wenige Minuten später fuhr der Arzt an ihm vorüber. Also nicht Richtung Zoggen, das war erfreulich für den Bruder Konrad.

Noch eine Viertelstunde ließ Karl Umbreit verstreichen, dann pirschte er sich wieder langsam an das Haus des Sanitätsrates heran. Dem gegenüber lag eine Metzgerei. Er trat in den Laden und fragte, ob man ihm nicht einen Stuhl borgen möge, er wolle die herrliche Rosenlaube da drüben zeichnen. Gern gab ihm die freundliche Metzgersfrau einen Stuhl, sagte aber: „Gehe Sie doch rüber zu Ollmanns, die werde Ihnen gern erlauben, sich in den Garten zu setze. Dort könnte Sie die Laube doch besser zeichne als hier von der Straße."

Karl Umbreit drehte unentschlossen seinen Strohhut zwischen den Fingern.

„Gewiß, liebe Frau, so ganz unrecht haben Sie ja nicht. Aber die Laube sieht von hier schöner aus; der Hintergrund ist besser; ein Künstler hat da seine eigenen Anschauungen. Und ich möchte den Herrschaften nicht lästig fallen. Meine Zeichnungen vertragen keine scharfe Kritiker, ich skizziere mehr zum Vergnügen. Und — ja, ich leide an einer gewissen Schüchternheit, die zwar manchmal nicht recht angebracht ist. Aber ich bin nun mal so. Wenn Sie in meinem Skizzenbuch blättern wollen, werden Sie sich selber überzeugen, ein großer Künstler bin ich nicht."

Da hatte Karl Umbreit erst einmal die weibliche Neugier bei der Metzgersfrau erregt.

Natürlich sehe sie sich das Skizzenbuch gern an, nur die Hände wolle sie sich erst waschen, damit keine Fettflecken in das Buch kämen. Und dann staunte die Frau.

„Das ist ja das Haus von Bauer Sonneborn in Zoggen! Tüchtiger Landwirt! Ein erfahrener Schweinemäster, sag' ich Ihnen! Von dem kauft mein Mann gern."

„Zoggen ist überhaupt ein ganz schönes Dorf. Da, die Quelle im Walde."

„Wahrhaftig! Und Sie wolle nichts Ordentliches könne? Hören Sie, mittags kommt mein Mann wieder, vielleicht werde Sie handelseinig und zeichne unser Haus."

Möglichkeiten eröffneten sich da, die man nicht kurz von der Hand weisen durfte.

„Darüber ließ sich vielleicht sprechen. Die Rosenlaube hat mir's angetan. Bevor ich die nicht gezeichnet habe, läßt mir's keine Ruhe."

Das sah die Metzgersfrau ein. Trug den Stuhl hinaus auf die Straße und wischte den Sitz mit ihrer weißen Schürze noch einmal gründlich ab.

Ein Mensch war also doch in Mertzberg, der Verständnis für Kunst hatte.

Karl Umbreit aber setzte sich noch lange nicht auf den Stuhl. Er trat nach rechts, dann nach links, reckte den Hals — und überlegte. Mitten vor die Front des Ollmannschen Hauses mußte er sich setzen, damit man ihn von den Fenstern gut sehen konnte. Und ein leidlicher Hintergrund mußte auch vorhanden sein. Das hatte er doch der Metzgersfrau eingeredet. Die Rosenlaube stand am Gartenzaun; ein paar Stufen führten zu ihr hinauf; man konnte von ihr die Straße übersehen. Jetzt stand die Laube in blühender Pracht. Im Winter bot sie sicher keinen besonderen Anblick, denn sie bestand nur aus Latten, das Dach war mit Pechpappe gedeckt. Karl Umbreit dachte: Schönheit ist vergänglich; in der Frühsommerzeit sah ein Mädel bezaubernd aus und im Winter des Lebens — na, das mit der Lattenlaube war kein schöner Vergleich. Gedanken waren das, die nicht besonders freundlich waren. Umbreit lachte. Dann brummte er vor sich hin. „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen!" Noch? Ach was, die fingen ja erst an!

Da griff er nach dem Stuhl, rückte ihn zurecht, schob verwegen den Strohhut aufs Ohr, die bessere Hälfte mit der Quart auf der Wange mußte man doch sehen können, sie sollte ihm gleichsam als Visitenkarte dienen. Er setzte sich, schlug die Beine übereinander und fing an zu zeichnen.

Es dauerte nicht lange, da kamen ein paar Kinder.

„Guck e mol — hie!"

Auch Erwachsene blieben stehen. Karl Umbreit zeichnete weiter, riß ein paar Witze. Eine „Volksmenge" brauchte er um sich, die dann und wann einmal laut lachte, damit Ilse Ollmann aufmerksam wurde, daß sich vor ihrem Hause, mitten auf der Landstraße, etwas Absonderliches begab.

Immer wieder blickte er so nebenbei die Fensterreihen entlang. Jetzt hatte man ihn entdeckt. Im Erdgeschoß rechter Hand stand ein junges Mädchen am Fenster und putzte mit einem weißen Tuch ein ärztliches Instrument blank. Ein blondes, schlankes Geschöpf. Fragte sich's nur, ob das Ilse oder ihre ältere Schwester Paula war. Daß man sich in das Mädel am Fenster verlieben konnte, begriff Karl Umbreit.

Er hatte Zeit. Und die Metzgersfrau kam aller Augenblicke aus ihrem Laden und schaute ihm zu. Die Fäuste in die Hüften gestützt, schwatzte sie klug. Und auf einmal fing sie an zu nicken, nach dem Fenster drüben im Erdgeschoß rechter Hand des Ollmannschen Hauses. Dann ging sie hinüber. Das Fenster wurde aufgemacht. Laut und vernehmlich erzählte sie, daß ein Künstler, der wahrhaftig was los habe, Sanitätsrats Rosenlaube in sein Buch zeichne. Da wurde am Gartenzaun noch ein blonder Mädchenkopf sichtbar. Einen Korb in der Hand, in dem Salat, Radieschen, der erste junge Kohlrabi und

Suppengrün lagen. Die Metzgersfrau ging dem jungen Mädchen entgegen.

„Fräulein Ilse, gucke Se bloß emol!"

„Ich wollte sowieso zu Ihnen — einkaufen!"

Jedes Wort hatte Karl Umbreit gehört; er legte sein Gesicht in ernste Falten, sah nach der Rosenlaube, zeichnete, als gäbe es für ihn überhaupt nichts anderes auf der Welt.

Nun stand das junge Mädchen hinter ihm. Bis jetzt war alles ausgezeichnet geglückt. Der leichtere Teil; der schwerere kam erst noch. Nun mußte aber jedes Wort sorgfältig erwogen werden. Es ging nicht anders, aber er konnte dem jungen Mädel, das sein Bruder liebte, nicht ehrlich in die Augen sehen. Hoffentlich würde es in einer Viertelstunde anders sein. Weibliche Neugier zu erregen war doch der beste Köder, den es gab. Und wenn ein Anwalt sich nicht schon „in den Tagen der Rosen" zum Menschenkenner entwickelte, sollte er lieber seinen Beruf beizeiten aufgeben!

„Hübsch, wirklich hübsch," sagte das Mädchen hinter ihm. Und die Metzgersfrau fiel ein, kräftig, zielbewußt: „Stimmt! In dem Buche sind noch andere schöne Sachen, auch aus Zoggen und der Umgebung."

„So? Auch aus — Zoggen?"

Jetzt kam's drauf an! Hoffentlich hatte Ilse Ollmann es nicht zu eilig mit ihrer Besorgung im Laden. Eifrig zeichnete Karl Umbreit, hielt den Atem an. Auf die Antwort der Metzgersfrau war er gespannt, versagte die, mußte er nachhelfen, und da kam er um eine peinliche Minute „vor allem Volk", das dastand, nicht herum.

Eine Hand fühlte er auf seiner Schulter. Da wandte er ruhig den Kopf herum. Die rote, fleischige Hand der Metzgersfrau war es.

„Zeige Se doch emol dem Freilein Ihr Buch!"

Vom Stuhl sprang Karl auf, zog den Strohhut und reichte der jungen Dame das Buch hin.

Ilse betrachtete die Zeichnung.

„Wirklich sehr schön ... Und in Zoggen haben Sie sich aufgehalten?"

Eine stumme, zustimmende Verbeugung.

Die redselige Metzgersfrau glaubte ein Übriges tun zu müssen. Sie stieß mit ihrem Ellbogen leicht an den des Fräulein Ilse Ollmann. „Der Herr traute sich nit recht drübe anzufrage, ob er die Laube vom Garte aus zeichne dürfe."

„Wir hätten es Ihnen gern erlaubt. Bitte!"

Eine einladende Handbewegung machte das junge Mädchen nach dem Garten hin. Und dann wurden ihre Augen groß. Sie forschte in Karl Umbreits Gesicht. Er ahnte, warum sie ihn so ansah. Hier sollte sie jedenfalls nicht fragen: Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Herrn Doktor Umbreit. Vielleicht sind Sie gar ein Bruder von ihm? ... Also schleunigst losgeredet: „Ich werde von der freundlichen Aufforderung gern Gebrauch machen. Nur den Stuhl möchte ich erst wieder abgeben. Vorhin glaube ich gehört zu haben, daß Sie noch eine Besorgung in der Metzgerei zu erledigen haben."

„Sie haben recht. Ich werde Sie nachher gern selber in den Garten führen."

Paula Ollmann putzte am Fenster an dem letzten Instrument, das ihr Vater in der Sprechstunde gebraucht hatte. Diese Ilse! Keinen Mann konnte sie sehen, ohne mit ihm anzubandeln. Wahrhaftig, da schleppte sie ihn auch noch in den Garten. Prüfend lagen ihre Augen auf dem „Künstler". Künstler, Schriftsteller und ähnliche Leute, das war nichts Reelles! Schmetterlinge waren die,



die von einer Blume zur anderen taumelten — zart ausgedrückt. Aber den Mann zierte eine grundsolide Quart. Eine hübsche Quart hatte ihr immer gefallen. Wie sie noch ein Backfisch gewesen war, hatte sie sogar einmal zu ihren Freundinnen gesagt, daß sie nur einen Mann heiraten würde, der eine hübsche Quart auf der Wange sitzen habe. Da war nun der Mann — und die Quart! In fünf Minuten hatte sie das Sprechzimmer fertig aufgeräumt, dann war auch eine Anstandsfrist verstrichen, der Morgenspaziergang durch den Garten fällig — und Ilse mit einem fremden Mann gar zu lange allein lassen, wäre geradezu frevelhaft gewesen, denn das junge Ding „schmiß" mit den Augen um sich, es war geradezu unerhört.

Ilse öffnete die Gartenpforte neben dem Haus. Sie war ein wenig verlegen, hatte eine unbestimmte Ahnung, daß dies Zusammentreffen nicht alltäglich bleiben würde. Eine gewisse Ähnlichkeit des Fremdlings mit Doktor Umbreit war sicher vorhanden. Vielleicht . . .

„Gnädiges Fräulein, wenn ich den Stuhl dort nehmen dürfte, von hier aus . . ."

„Bitte! Aber Sie werden nun mit der Zeichnung noch einmal beginnen müssen. Das tut mir leid!"

„Mir gar nicht."

Mit offenem Munde stand Ilse da, wurde rot. Der Fremde zwinkerte mit den Augen, als käme gleich ein Witz angeschossen. Und vorgestellt hatte er sich noch immer nicht.

„Sie haben ein schönes Unglück angerichtet!"

„Ich?"

Karl Umbreit nannte seinen Namen und sprach weiter: „Ja, ein Unglück! In Zoggen, bei meinem Bruder. Ihretwegen läuft er in seinem Sprechzimmer hin und

her, wie ein Eisbär bei fünfundzwanzig Grad Hitze. Wenn nämlich grade mal keine Patienten da sind."

Das hörte Ilse gern. Aber nun war sie doch etwas verwirrt. Sie fing an zu stottern.

„Da ist — Ihre — Ihre — Zeichnerei — ja, wie soll ich das verstehen . . ."

„Nur Mittel zum Zweck! Und da haben Sie recht. Ich bin kein Künstler. Ich bin Rechtsanwalt und hoffe bald Notar zu werden. Auf was für ausgefallene Gedanken kommt aber ein Mensch nicht, wenn er seinem verliebten Bruder helfen will."

Da sollte ein junges Mädchen nicht aus dem seelischen Gleichgewicht kommen?

„Es gibt aber doch andere, geradere Wege, um mir das zu erkennen zu geben."

„Nein, die gibt es nicht, wie die Dinge nun liegen. Mein Bruder hat Ihre Eltern besucht, Ihr Herr Vater hat den Besuch erwidert. Abgesehen von dem bösen Kraftwagenunfall ist ihm aber keine Gelegenheit geboten worden, dieses Haus zu betreten. . . . Ich begreife ja, daß Ihr Herr Vater nicht entzückt ist, daß sich ihm ein junger Kollege vor die Nase gesetzt hat. Er wird's auch einmal haben tun müssen."

„Sie mögen recht haben. Gewiß haben Sie recht! Aber ich sehe nicht, wie daran etwas zu ändern wäre."

„Wenn Sie es nicht sehen, dann hab' ich allerdings viel zu viel gesagt. Denken Sie um Himmels willen nicht, ich hätte einen Auftrag von meinem Bruder. Der ist ohne jede Ahnung — wirklich nicht —, er weiß nicht, daß ich hier bin, denkt, ich spaziere in den Wäldern herum."

„Ich kann doch nichts tun. Hab' Vater schon ein paarmal vorgestellt, daß wir endlich Ihren Herrn Bruder einmal einladen müßten."

Kaum hatte sie das gesagt, ward Ilse blutrot. Wie hatte das denn geklungen?

Und nun nickte dieser Mensch auch noch herzlich, hielt ihr die Hand hin und sagte: „Schönen Dank für Ihre Antwort, die mich herzlich erfreute, denn ich hänge sehr an meinem Bruder. Er wird darüber vollkommen aus dem Häuschen geraten. Ich höre ihn schon singen. Ein Liebeslied nach dem anderen."

Da wollte Ilse die Rechte an die Schläfen heben und entsetzte Augen machen. Wie es aber zuging, vermochte sie später nicht zu erklären, ihre Hand ruhte auf einmal in der von Konrad Umbreits Bruder; sie empfand einen herzhaften Druck.

„Wir verstehen uns! Nun wollen wir mal unsere Geisteskräfte anstrengen. Ich sehe mich schon in weißen Hosen Blumen streuen zu Ihrer Hochzeit."

Weiter ließ sich das Gespräch leider durch eine grobe Störung nicht ausspinnen.

Der Kies knirschte, langsam kam Fräulein Paula Ollmann daher. Von „weißen Hosen" und „Hochzeit" hatte sie etwas gehört; herausgerissen aus dem Zusammenhang. Wenn sich ein junger Herr mit einer jungen Dame nach einer Bekanntschaft von zehn Minuten schon über „Hochzeit" unterhält, so ist das zum mindesten außergewöhnlich, so viel Verständnis sie auch für das Wort hatte, aber von „weißen Hosen" auch noch zu reden, das war unerhört! Ja, diese Künstler! Trotz der Quart mußte der Fremde sofort diesen Garten verlassen. Unglaublich benahm sich Ilse — ganz unerhört! Stand da wie ein Kind, dem die Katze die Wurst vom Brot gestohlen.

Verwirrt stellte Ilse ihrer Schwester den Rechtsanwalt Umbreit vor. Da glitt doch ein Lächeln über Paulas bisher strenges Gesicht.

„Rechtsanwalt? Nicht Kunstmaler?“

„Rechtsanwalt und zeichnerisch etwas begabter Naturschwärmer.“

Der Hinauswurf geschah nicht durch die Gartentür. Kein schlichter Goldreif zierte diese kunstbegabte Hand; das hatte Paula sofort bemerkt.

„Wohl gar ein Bruder von dem Herrn Doktor in Zoggen?“

„Gewiß! Mein lieber Bruder. Ich hab' mein Lebtag seinen Vormund spielen müssen. Er hat leider kein besonders geschicktes Mundwerk.“

Ilse wäre am liebsten in Grund und Boden versunken. Gleich so deutlich zu werden. Da machte sich doch Paula sofort den richtigen Reim.

Die wendete sich mit liebenswürdigstem Lächeln ihrer Schwester zu: „Mutter wird in der Küche auf dich warten.“

Ilse atmete auf, daß sich eine günstige Gelegenheit bot, sie eilte mit flüchtigem Gruß ins Haus.

Und froh war auch Karl Umbreit. Ja, er war ein Menschenkenner; ein großer Stratege. Man hatte ihn in den Garten geleitet, er hatte Fräulein Ilse nun gesagt, was unbedingt ausgesprochen werden mußte, die war nun bei der Mutter, und er stand allein mit Fräulein Paula da, die ihm vom ersten Augenblick, als er sie am Fenster gesehen, gefallen hatte. Bisher war es eine Ausnutzung der weiblichen Neugier bis zum Alleräußersten gewesen; jetzt mußte er die so erfreulichen Umstände weiter ausnutzen und heftig Süßholz raspeln, denn er fühlte, wie der heiße Wunsch seine Brust durchströmte, mit Fräulein Paula in der Rosenlaube recht bald einmal ungestört zu sitzen; aber dann, wenn ihr Vater nicht auf Landpraxis und die Mutter nicht am Kochherd war.

„Ein kleines bißchen zu früh sind Sie gekommen, gnädiges Fräulein."

Das war Paula doch zu viel. Von „weißen Hosen" war geredet worden und „Hochzeit", und da war sie noch zu früh gekommen! Wäre die Quart nicht gewesen, die dem Rechtsanwalt die Wange zierte, wäre die Antwort vielleicht scharf ausgefallen. So aber lächelte sie. Mochte er nur weiterreden.

Das tat Karl Umbreit, nachdem er laut geseufzt hatte.

„Man hat's nicht leicht!"

„Sie wollen sich wohl gar in Mertzberg als Rechtsanwalt niederlassen?"

„Nein. Ich habe meine Praxis. Sie ernährt mich und zur Not schon eine Frau. Später hoffentlich auch eine größere Anzahl Kinder."

„Da besteht also doch gar kein Grund zum Stöhnen."

„Doch! Hab' ich! Wenn man so an seinem Bruder hängt wie ich. Er tut mir wahrhaftig leid."

„Geht's ihm denn so schlecht?"

„Da!" Er tippte mit dem linken Daumen an die Stelle, wo das Herz liegt. „Verliebt! Sehr begreiflich verliebt! Ich verstehe das. Das heißt, ich möchte nicht mißverstanden werden."

Es fiel ihm schwer, weiter zu sprechen. „Glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick?"

Auch Paula wurde nun rot und arg verlegen. Leise sagte sie: „Ich halte sie nicht für unmöglich."

Nun faßte Karl Umbreit nach dieser Mädchenhand, drückte sie und führte sie an die Lippen.

„Ich danke Ihnen! . . . Ich danke Ihnen!"

War das mißzuverstehen? — Möglich war es immerhin. Da entzog sie ihm sanft ihre Hand. Als echte Evastochter lächelte sie ein wenig schmerzlich.



„Ich soll also meiner Schwester und Ihrem Bruder helfen?"

„Ja. . . . Aber auch mir!"

Wieder griff er mit der linken Hand nach dem Herzen. Sein Blick bettelte.

Da wich der Schmerz von dem Lächeln, aber das Lächeln blieb. Neckische Töne schlugen an sein Ohr.

„Sie sind recht stürmisch, mein Herr!"

„Leugne ich gar nicht! War ja auch Frontkämpfer. Und in vierzehn Tagen muß ich wieder in die Tretmühle."

Paula wußte, was sich schickte.

„Ich würde Ihnen raten, jetzt zu Ihrem Bruder zu gehen und dann vielleicht schon morgen, gegen Mittag, wenn der Vater da ist, einen offiziellen Besuch zu machen. Ihr Skizzenbuch können Sie ja mitbringen. Und Ihr Herr Bruder würde wohl durch den Fernsprecher zu erreichen sein, falls die Eltern Sie und Ihren Herrn Bruder bitten sollten, einige Stunden bei uns zu verleben, damit Sie in Ruhe die Rosenlaube zeichnen können."

„Mein gnädiges Fräulein, das sind ganz ausgezeichnete Gedanken. Sie grenzen an juristischen Scharfsinn."

„Sind Sie denn böse drüber?"

„Böse?" Beteuernd legte er die Hand aufs Herz. „Entzückt bin ich! Entzückt!"

Und dann entfernte er sich, nach erneutem, herzlichem Händedruck, durch die Gartentür.

Konrad Umbreit brummte seinen Bruder an: „Kommst du endlich! Mir knurrt der Magen schon lange."

Den Hut warf Karl auf den Tisch, klemmte sein Skizzenbuch unter den Oberarm und stellte sich, die Hände in den Hosentaschen, breitbeinig vor seinen Bruder.

„Du hast gar keinen Grund zum Schimpfen. Deine Ilse habe ich kennen gelernt — und meine Paula!"

„Bist du bezecht?"

„Bezecht — nein. Aber so 'n bißchen benommen im Kopfe bin ich wahrhaftig. Brauchst deshalb nicht so zu schreien. Ja, da hab' ich den Heimweg im Leichenwagen-tempo zurückgelegt. Junge, Junge, was hab' ich meinen Schädel anstrengen müssen und mein Mundwerk."

„Bitte, red' doch keinen Unsinn. Ich sitze hier und warte auf dich. Du mußt heute nachmittag mit mir nach Arns-feld, dort haben sie Braunkohlen erbohrt! 'ne Gewerk-schaft von etlichen Millionen ist gegründet worden, die Leute faseln, achtzehnhundert Arbeiter sollen dort Lohn und Brot finden. Da muß ich sehen, als Knappschafts-arzt anzukommen, Arnsfeld liegt drüben in der Mulde, keine Dreiviertelstunde von Zoggen. Die maßgebenden Herren sind heute nachmittag dort, also red' gefälligst kein verworrenes Zeug und hilf mir mit deinen juristi-schen Kenntnissen."

„Und meinem Mundwerk. Wird geschehen! Obgleich ich's für dich heute wirklich schon reichlich genug gebraucht habe. Also wir marschieren los, nachdem dein Magen nicht mehr knurrt; daß wir uns morgen nicht langweilen, dafür hab' ich auch schon gesorgt. Ich mache gegen halb zwölf bei Ollmanns meinen offiziellen Besuch. Du wirst hübsch zu Hause bleiben, denn die Klingel am Fern-sprecher wird schrillen und eine süße Stimme dir zu-flöten: ‚Hier Ilse Ollmann. Meine Eltern lassen Sie bitten, heute nachmittag zum Kaffee zu kommen. Ihr Herr Bruder bleibt schon zu Mittag bei uns.'"

„Karl, so heiß ist es doch heute nicht, daß du ..."

„Na, mir ist's gehörig heiß geworden."

„Laß mal deinen Puls fühlen!"

Karl hielt dem Bruder sein aufgeschlagenes Skizzenbuch hin.

„Hast du die Rosenlaube in Mertzberg schon mal gesehen?"

„Die — die steht ja in Ollmanns Garten."

„Stimmt! Wenn du nicht ganz von allen guten Geistern verlassen bist, wirst du morgen nachmittag in dieser Rosenlaube sitzen und deiner Ilse einen Kuß nach dem anderen geben. Ich, als älterer Bruder, werde das mit der älteren Schwester vorher besorgen."

„Mensch, du bist übergeschnappt!"

Mit der Faust rieb sich der Konrad Umbreit die Stirn.

„Bin ich auch! Augenblicklich freue ich mich sogar drüber, und die Freude wird hoffentlich anhalten. Das weitere erzähle ich dir auf dem Weg nach Arnsfeld."

„Du! Da möcht' ich aber vorsichtig sein und mit dem Sanitätsrat Ollmann mich zusammen um die Stelle als Knappschaftsarzt bewerben."

Karl tippte seinen Bruder auf die Stirn.

„Du bist unheilbar vernagelt. Du mußt Knappschaftsarzt werden. Verstanden? Ist der schwiegerväterliche Segen erfolgt, dann werden wir vielleicht die Möglichkeit erwägen, den alten Herrn später mit hineinzudrängen. Daran liegt mir auch einiges, denn mein Schwiegervater wird er doch auch."

Nachdem Karl Umbreit den Garten verlassen hatte, war Paula in die Rosenlaube gegangen, hatte sich hingesetzt und den Kopf mit beiden Händen festgehalten. Das war alles so plötzlich gekommen. Und dreist war der hübsche Mann mit seiner gediegenen Quart auch gewesen. Jedenfalls war er ein frischer Mensch und nach einem solchen hatte sie sich schon immer gesehnt. Wenn

sich alles so weiter entwickelte, war sie morgen — Braut. Beide Hände drückte sie auf das wild klopfende Herz; sie gestand es sich ein: viele hatte sie schon geprüft, ob sie ihr zum Ehemann wünschenswert erschienen waren, o ja, schon viele, und manchen hätte sie nicht ohne weiteres verworfen. Die Freundinnen heirateten, sie wollte auch ihren eigenen Hausstand haben.

Die Hände verschlang sie in den Schoß und träumte. Dann sprang sie auf und lief ins Haus. Gewißheit mußte sie haben — unbedingt!

In der Küche traf sie Mutter und Ilse an, die Schwester wusch gerade den Salat. Sie bekam einen gelinden Rippenstoß und zuckte zusammen. Ilses Gewissen war schwer belastet; sie sah Paula mißtrauisch an; die bewegte nur den Kopf nach der Tür und verließ dann die Küche. Erwartete die Schwester im Flur. Herrschte sie an, als die mit gesenkten Augenlidern und roten Wangen erschien. „Komm mit!"

In Vaters Sprechzimmer saßen sie sich gegenüber. Mit dem Zeigefinger klopfte Paula nachdrücklich auf den Tisch.

„Wenn ich irgend kann, will ich dir zu deinem Glück helfen. Da muß ich aber die unbedingte Wahrheit von dir hören."

„Ich hab' doch nichts zu verheimlichen," stotterte Ilse, über und über errötend.

„Das wird sich gleich herausstellen! Ich will für den Augenblick ganz absehen von der merkwürdigen Art, wie du mit Herrn Rechtsanwalt Umbreit bekannt geworden bist. Ihn gleich in unseren Garten zu schleifen, gehörte sich nicht! Schweig! Wie ich zufällig in den Garten kam, um meinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen, hörte ich den Rechtsanwalt dir gegenüber von ‚Hochzeit' und ‚weißen Hosen' sprechen."

Ilse lachte hellauf.

„Kann ich dir erklären — mit Wonne!“

„Bitte, keine überschwenglichen Ausdrücke. Tatsachen! Tatsachen! Tatsachen!“

Wieder klopfte sie mit dem Zeigefinger auf den Tisch.

„Laß mich doch ausreden. Herr Rechtsanwalt Umbreit sagte mir, daß sein Bruder mich liebe, und daß er, der Rechtsanwalt, zu unserer Hochzeit in weißen Hosen Blumen streuen wolle.“

„Das wird er bleiben lassen. Ich will dir glauben. Und nun halte den Mund, ich, als ältere Schwester, werde nun weiter handeln. Einigermaßen wenigstens hast du mich beruhigt.“

Ilse fiel der Schwester um den Hals und bettelte, ihr beizustehen. Die Hilfe wurde ihr mit einem sonderbaren Lächeln, etwas zögernd, zugesagt. Dann hob Paula den Zeigefinger.

„Das geschieht aber nur, wenn du dich ganz meinen Anordnungen fügst!“

Völlig war ein gewisses Mißtrauen gegen Karl Umbreit doch noch nicht von ihr gewichen.

Beim Mittagessen sagte der Vater: „Heute kann ich mal was Erfreuliches erzählen. In Arnsfeld wird ein Braunkohlenwerk erschlossen, es soll groß angelegt werden, eine Nebenbahn zur Hauptstrecke gebaut werden; wenn sich Doktor Umbreit nicht in Zoggen niedergelassen hätte, könnte ich vergnügt sein, und unseren beiden Jungen wär' eine auskömmliche Praxis sicher gewesen. Nun, einigen Vorteil hoffe ich von dem Unternehmen trotzdem buchen zu dürfen.“

Ilse konnte vor lauter Seligkeit kaum mehr still auf ihrem Stuhl sitzen. Paula warf ihr einen nicht mißzuverstehenden Blick zu.

„Heute morgen hab' ich den Bruder des Herrn Doktor Umbreit kennen gelernt, er ist Rechtsanwalt. Er zeichnet sehr hübsch. Saß auf der Straße, das Skizzenbuch auf den Knien, unsere Rosenlaube hatte ihm gefallen. Da hab' ich ihn in den Garten gebeten, er meinte, von dort aus lasse sich die Laube viel besser zeichnen. Er will morgen, gegen Mittag, seinen Besuch machen und die Erlaubnis erbitten, in unserem Garten die Zeichnung zu vollenden."

Der Suppenlöffel der Mutter klirrte in den Teller.

„Davon hast du mir ja kein Wort gesagt, Paula."

Der Vater räusperte sich und schüttelte schließlich mißbilligend den Kopf.

Paula sprach gelassen weiter: „Eine Zeichnung wird in einer Stunde nicht fertig. Ich denke, Ihr werdet ihn auffordern, zum Mittagessen zu bleiben. Und zum Kaffee könnte ja sein Bruder, der Doktor, eingeladen werden. Man mag es als störend empfinden, daß er sich nach Zoggen gesetzt hat, unhöflich wäre es auf jeden Fall, überhaupt keinen Verkehr mit ihm zu pflegen."

„Du hast ja deine Ansicht bedeutend geändert, Paula," sagte die Mutter.

„Hab' ich! Geb' ich zu. Vater, was meinst du?"

Der rührte bedächtig in seiner Suppe, tiefe Furchen falteten sich auf seiner Stirn.

„Durch das Braunkohlenwerk wird der junge Kollege ein gutes Auskommen finden; ich werde voraussichtlich dann recht oft mit ihm zu tun haben. Und später einer unserer Söhne. Mutter, da meine ich, wir täten doch gut, den Bogen nicht zu überspannen."

Die Worte waren von einem Blick begleitet, den Frau Ollmann wohl verstand und die Töchter auch. Ilses Augen glänzten; Paula machte eine großzügige Handbewegung.

„Also wird der Rechtsanwalt Umbreit gebeten werden, bei uns zu essen. Große Umstände werden nicht gemacht. Ilse, wir rühren heute abend einen Mürbekuchen zum Kaffee, zu dem wird Doktor Umbreit eingeladen, falls sein Bruder wirklich morgen mittag kommt."

Der Vater streckte das Kinn vor, sagte nachdrücklich: „Ihr beiden scheint euch alles recht gründlich überlegt zu haben!"

Dann ging er lange mit seiner Frau im Garten auf und ab; es gab eine ernste Aussprache.

Am nächsten Morgen kam der Bauer Sonneborn aus Zoggen in die Sprechstunde des Sanitätsrates, um eine Rechnung zu bezahlen; er hatte drüben beim Metzger einen tüchtigen Pack Scheine für gelieferte Schweine einkassiert.

„Setzen Sie sich, Herr Sonneborn. Die drei Patienten können ein wenig warten."

Einen Schnaps schenkte der Sanitätsrat ein, wie man ihn in keiner Kneipe bekam, denn Ärzten und Apothekern stand ja zum Desinfizieren reiner Alkohol zur Verfügung, und daß sie den mit etlichen Zutaten benutzten, um die eigenen Kehlen und Magen dann und wann zu desinfizieren, konnte ihnen kein vernünftiger Mensch verdenken; außerdem wärmte so ein Schnaps das ganze Innere auf und ließ das Herz höher schlagen.

„Noch einen?"

„Ich kann der Versuchung nicht widerstehen," sagte der Bauer und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen.

„Für mich ist's noch zu früh. Man kommt in die Jahre, mein lieber Herr Sonneborn, da heißt es vorsichtig sein mit den Alkoholika. Hören Sie, da ist jetzt bei dem jungen Doktor in Zoggen ein Rechtsanwalt zu Besuch, kennen Sie den?"

„Gewiß. Sein Bruder. Ein lustiger Herr! Wir sitzen abends oft in der ‚Krone' zusammen. Lustig sein kann der, Herr Sanitätsrat, und Witze erzählen und zeichnen! 'ne Wohltat ist solch ein Mann ab und zu für uns Bauern. Und 'n grundanständiger Mensch is er auch. Sie haben wohl von Peter Lemmerz seinem Prozeß gehört? Der kommt eines Abends mit den Akten in die Kneipe und sagt: ‚Herr Rechtsanwalt, würden Sie nicht so freundlich sein und mal nachsehen, ob ich die Geschichte verloren geben soll oder mich an die höhere Instanz wenden, es ist noch Zeit.' Der Rechtsanwalt setzt sich an den Nebentisch, hält sich die Ohren zu und liest die Akten. Und wissen Sie, was er nachher gesagt hat? ‚Lieber Herr Lemmerz, der Prozeß war überhaupt nicht zu gewinnen. Hätt' ich die Sache übernommen, hätt' ich auf einen Vergleich hingearbeitet, auf 'nen ganz bescheidenen. Und wenn sich die Gegenpartei auf den nicht eingelassen, hätte ich Ihnen geraten, die Klage zurückzuziehen. Also stürzen Sie sich nicht weiter in Unkosten, von dem Ärger, den jeder Prozeß macht, gar nicht zu reden.' Doch ein anständiger Zug, nicht wahr?"

„Zweifellos, Herr Sonneborn. Guten Morgen! Schönen Gruß an die Frau!"

Konrad Umbreit traute dem Frieden noch nicht ganz, als sein Bruder, feierlich im schwarzen Rock, nach dem Hut griff, um nach Mertzberg zu marschieren.

„Du bist über alle Berge, wenn es einen Reinfall gibt."

„Hab' ich dir deine Situation mit den Großkapitalisten gestern in Arnsfeld nicht großartig gedeichselt? Na also! Schwerer war es wahrhaftig auch nicht, bei deiner Ilse festzustellen, daß sie dich lieb hat. Bleib' also hübsch daheim und warte."

Karl Umbreit schritt nun doch recht nachdenklich dahin. Humor war eine Gottesgabe, vielleicht die beste, die er einem Menschen auf seinen Erdenweg mitgeben konnte. Humor hatte ihm schon oft weitergeholfen; aber wenn es sein mußte, trat der Ernst des Lebens in seine Rechte. Mit keinem Atemzuge hatte er, als er gestern denselben Weg gegangen, daran gedacht, sich zu verloben. Und nun stand es um sein Herz bedenklich. War er gestern der lustige Kerl gewesen, mußte er heute der ernste Mann sein. Es pochte ihm doch gewaltig gegen die Rippen, als er das Doktorhaus, die Rosenlaube sah. Und als er gerade die fünf Stufen hinaufgehen wollte, die zur Haustür führten, kam drüben aus dem Metzgerladen die Frau heraus und hielt ihn am Arm fest.

„Herr Maler, heut ist mein Mann da. Kommen Sie, bitte, mal rüber. Malen Sie unser Haus auf Leinwand mit Farben. Wir bezahlen gut.“

Da mußte er doch lachen.

„Gute Frau, augenblicklich hab' ich keine Zeit. Aber ich denke, ich zeichne Ihr Haus recht bald einmal. Auf Wiedersehen!“

Im violetten Seidenkleid, ein schwarzes Häubchen auf dem grauen Haar, begrüßte Frau Ollmann mit ihren in Weiß gekleideten Töchtern den Rechtsanwalt Karl Umbreit. Der Sanitätsrat war von der Praxis noch nicht zurück. Es gab ein paar peinliche Minuten.

„Sie werden unsere Laube gleich zeichnen wollen. Und das Mittagessen teilen Sie mit uns, nicht wahr? Wir haben die Absicht, Ihren Herrn Bruder zum Kaffee auch herzubitten.“

„Gnädige Frau, vielen Dank! Sie bereiten uns Brüdern da eine große Freude!“

Ilse eilte mit rotem Kopf an den Fernsprecher, Paula

begleitete Karl Umbreit in den Garten, und Frau Ollmann zog einstweilen ihr violettes Seidenkleid wieder aus und ging in die Küche.

Sie sahen sich an, die beiden. Die Augen strahlten, da kam der Sanitätsrat vorgefahren.

Er begab sich gleich in den Garten, begrüßte den Besuch, zog sich einen Stuhl herbei, gab seiner ältesten Tochter einen Wink. Die entfernte sich, recht ärgerlich über die Störung.

Was sein zukünftiger Schwiegervater gern wissen wollte, konnte sich Karl Umbreit denken. Er brachte das Gespräch bald auf seinen Lebensgang, und dachte dabei auch an den Bruder.

„Wir haben viel Glück gehabt. Ich war der Patenjunge des Justizrates Willich, des besten Freundes meines Vaters, er war Junggeselle; er unterstützte mich während meines Studiums, sonst hätten meine Eltern zwei Söhne nicht zur Universität schicken können; wir haben nämlich noch drei Schwestern, die alle ganz gut verheiratet sind. Vor einem Jahre, nachdem ich meinen Assessor gemacht, übergab mir der Justizrat seine Praxis in dem kleinen nordhannoverschen Kreisstädtchen; ich hätte gleich mein gutes Auskommen gehabt, wenn sich nicht ein zweiter Rechtsanwalt im Orte niedergelassen hätte. Das ist nun jetzt einmal so. Wer einen freien Beruf gewählt hat, muß ringen. Aber ist das so schlimm? Wem es an festem Willen nicht fehlt, der beißt sich schon durch! Kurz vor Ostern starb mein väterlicher Freund; sein Vermögen hat er Neffen und Nichten hinterlassen, er hatte mir lange genug geholfen, und sah ja, daß es bei mir gut vorwärts ging. Und Glück scheint auch mein Bruder zu haben. Das Braunkohlenwerk wird ihm den schweren Anfang erleichtern. Er ist gewissenhaft, aber ein wenig schwerfällig,

ich hab' ihn immer etwas aufrütteln müssen. Ihm täte eine vernünftige Frau not."

Dem Sanitätsrat gefiel der Rechtsanwalt Umbreit. Er reichte ihm die Hand.

„Nun werden Sie aber mit der Zeichnung beginnen wollen. Auf Wiedersehen nachher bei Tisch. Ich habe noch einiges zu erledigen."

Karl Umbreit konnte noch so sehr umherspähen, Paula ließ sich vorläufig nicht wieder sehen, denn der Sanitätsrat hatte eine ernste Aussprache mit Frau und Töchtern; er predigte ihnen Geduld, glaubte aber selbst nicht recht, daß seine Worte großen Eindruck machten.

Nach dem Essen setzte sich Paula zu Karl Umbreit. Er zeichnete fleißig, und dabei erzählte er ihr, was er vor ein paar Stunden ihrem Vater gesagt, und schloß dann: „Sie können sich denken, ich stehe nicht gut mit unserem Bürgermeister. Der macht mir aber jetzt von Amts wegen das Leben schwer; ich hab' die Wohnung des Justizrats Willich übernommen, sie ist aber für einen Junggesellen zu groß, da soll ich Einquartierung bekommen. Und die krieg' ich sicher, wenn ich nicht schleunigst heirate. Ja, man hat seine Sorgen!" Dabei sah er Paula an und stöhnte herzzerbrechend. Deutete dann auf seine Zeichnung. „Die wär' so weit fertig. Jetzt läge mir viel daran, die Rosenlaube von innen anzusehen ... Mit Ihnen, liebes, liebes Fräulein Paula!"

Sie lächelte, wurde aber rot und war doch schnell bereit.

Als Sanitätsrats mit Ilse und dem eben angekommenen Doktor Konrad Umbreit in den Garten traten, standen da im Sonnenschein zwei leere Stühle.

„Ja, wo sind sie denn?" fragte der Sanitätsrat und rückte wieder einmal an seiner Brille.

Da kam Paula aus der Rosenlaube, fiel ihrem Vater um den Hals *.

„Ich hab' ihn ja so lieb!"

Hinter ihr kam nun auch Karl Umbreit.

„Und ich hab' sie so lieb!"

Seine rechte Hand faßte dabei nach dem Arm des Bruders, den er sein Lebtag ein wenig hatte „schubben" müssen und drückte ihn weg in Richtung der Rosenlaube.

Der aber war dieses Mal nicht schwerfällig, griff nach Ilses Hand und zog sie schleunigst in die Rosenlaube.

Und die sträubte sich gar nicht, im Gegenteil, folgte — ach so gern!

---

* Siehe das Titelbild.

Die Leute von Schloß Waldau

Roman von Emmy von Winterfeld-Warnow

Schluß

In seinem Zimmer saß Heinrich Ehrlich und dachte nicht nur über Ottilie nach. In der Stille fiel ihm so manches aus seinem langen Leben ein. Sauertöpfisch war er zwar immer noch nicht geworden, aber als eine bloße Redensart durfte man es doch nicht nehmen, wenn er vorhin zu der jungen Nieden gesagt hatte, er finge an, müde zu werden. Wer sich selber nicht für fehlerlos hält, dem wird es schwer, andere zu verdammen. Eher kommt man dazu, sich zu wundern, daß das Leben der meisten Menschen nicht noch übler verläuft. Die Nieden schien zunächst noch einmal mit heiler Haut aus einer Verwirrung davonzukommen, die mehr über sie hereingebrochen, als von ihr mit bewußtem Willen herbeigeführt worden war. Ob der junge Waldau sie weiter in Versuchung führte, das blieb vorläufig eine Sache für sich. Ottilie verlor nichts an ihm. Die bot gewiß keinen Anlaß dazu. So glaubte Ehrlich urteilen zu dürfen. Dann aber kam er doch zu einer Auffassung zurück, die ihm seit langem klar geworden war. Was einer sonst im Leben tun oder lassen würde, konnte man in vielen Beziehungen, die das Leben bot, mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Ging es aber um Neigungen und Leidenschaften zwischen Männern und Frauen, dann gab es Überraschungen, die kein Mensch für möglich hielt.

Seit Walter Runge nach Wiesbaden gekommen war, und Eva erzählt hatte, was sich bei seiner Mutter mit Ottilie Nieden ereignet hatte, vollzog sich im Gemüts-

leben Evas eine bedeutende Wandlung. Wenn sie nicht genau wußte, was geschehen war, so kannte sie doch Frau Runges Charakter genug, um zu ahnen, daß diese Frau eine entscheidende Rolle gespielt hatte. Was nun weiter kommen würde, konnte sie allerdings nicht wissen, aber die Unruhe quälte sie nun doch nicht mehr so, wie dies bisher der Fall gewesen war. In diesen Tagen erwartete sie einen Brief von Frau Runge zu erhalten, in dem die Geschehnisse geschildert waren. Nach ruhiger Überlegung mußte sie sich aber doch sagen, daß nichts zu dieser Hoffnung berechtigte. Je mehr Eva darüber nachdachte, was zu Hause und bei Frau Runge mit Ottilie vor sich gegangen sein konnte, umso klarer wurde ihr, daß die ebenso kluge als zartfühlende Frau gar nicht daran denken konnte, ihr Aufschluß zu geben. Hin und wieder beschäftigte sich Eva mit dem Gedanken, an Frau Runge zu schreiben und sie zu einer Schilderung der Lage zu bewegen. Ein paarmal war sie vor ihrem Schreibtisch gesessen und hatte die ersten Zeilen eines Briefes geschrieben. Aber dann hatte sie keine Worte mehr gefunden. Über dunkle Andeutungen war sie nicht hinausgekommen. Die Feder hatte sie weggelegt und war nahe daran gewesen, zu weinen. Sie durfte ja doch keinem Menschen offenbaren, wie trüb es in ihr aussah; mit jedem auch nur andeutenden Wort hätte sie ja doch eine Anklage gegen ihren Mann aussprechen müssen. Und das durfte sie nicht tun. Aus dem gleichen Grund hatte ja wohl Frau Runge ihren Sohn nach Wiesbaden geschickt, denn auch sie wagte nicht, an die heiklen Dinge zu rühren. So blieb Eva auf Vermutungen angewiesen. Zuversichtlicher war sie aber doch geworden, seit Walter Runge bei ihr gewesen war. Zuweilen trieb es sie innerlich an, ihrem Mann zu schreiben. Das wäre vielleicht das beste gewesen.

Aber auch dazu gebrach es Eva an Entschlossenheit. Nicht daß sie ihm mißtraute, war der Grund ihres Zögerns. Etwas in ihr sagte ihr deutlich, daß er zu Ottilie in keinen Beziehungen mehr stand. Sein Schweigen mußte andere Gründe haben. Mit feinem Gefühl ahnte Eva, daß er ihr nur deshalb nicht schrieb, weil er sich scheute, ein Bekenntnis abzulegen. Und deshalb mußte auch sie sich zurückhalten. Wenn er sich langsam wieder zurechtfinden sollte, durfte sie ihn durch Fragen oder gar Vorwürfe nicht verwirren oder gar trotzig stimmen. Was Eva am meisten beruhigte, war das seltsame Verblassen ihrer Erinnerung an Ottilie. Eifersucht empfand sie nicht. Und das deutete sie sich zuversichtlich. Gewiß war zwischen ihrem Mann und dem genußfröhlichen Geschöpf nichts geschehen, worüber sie ernstliche Befürchtungen zu hegen brauchte. Ottilie hatte ja doch nur so in den Tag hineingelebt, allein darauf bedacht, sich für das Theater vorwärts zu bringen; wenn sie sich nun entschloß, als Konzertsängerin ihren Weg zu machen, so geschah das gewiß nur, um rascher selbständig zu werden.

Je mehr sich Eva solchen Gedanken hingab, umso zuversichtlicher wurde sie gestimmt. Und sie merkte gar nicht, daß sie sich auch körperlich erholte; ihr Lebensmut wuchs, und sie nahm lebhafteren Anteil an ihrer nächsten Umgebung. Ja, sie begann an ihrem Aufenthalt in der schönen Stadt Genuß zu finden. Bisher hatte sie wohl manchmal empfunden, daß Anne-Marie um ihretwillen manches entbehren mußte, das sollte aber nun anders werden. Das liebe, heitere Geschöpf war ja doch nicht mit ihr gereist, um als Pflegerin mehr oder weniger freudlose Tage und Wochen zu verbringen. Langsam wollte Eva sich dem Leben wieder zuwenden, und wenn es auch nicht von heute auf morgen ging, da ihre Kräfte

noch nicht reichten, größere Ausflüge in die Umgegend unternehmen zu können, so sollte Eva doch nicht dauernd im Zimmer oder im Garten bei ihr sitzen. Es lebten ja in der Pension einige angenehme und ortskundige Leute, denen sich das junge Mädchen häufiger als bisher anschließen konnte.

Am Abend sprach sie mit Anne-Marie und überredete sie zu einem kleinen Ausflug, den sie am nächsten Tage mit einigen Damen und einem immer gutgelaunten älteren Herrn unternehmen sollte. Man ging in früher Stunde zu Bett, und Eva wunderte sich, daß sie diesmal so rasch einschlief.

Gegen Morgen erwachte Eva unter dem frischen Eindruck eines wunderlichen Traumes, in dem Ottilie als komische Figur vorgekommen war. Sie hatten sich bei der Kastellanin in der Speisekammer getroffen, nachdem eines der Mädchen Eva herbeigerufen. Mit zorniger Miene stand die alte Dame vor Ottilie, die sie beim Naschen von eingemachten Früchten ertappt hatte. Halb trotzig, halb beschämt suchte sich Ottilie in der peinlichen Lage zu verteidigen, indem sie behauptete, ihr sei erlaubt, im Hause frei zu schalten. Niemand könne ihr wehren, zu tun, was ihr beliebe. Dann hatte es Zank mit der Kastellanin gegeben, die Ottilie hinausjagte.

Unter dem Eindruck dieses Traumes stehend, hatte Eva ihre gute Laune wieder verloren. Was sie am Tage nicht denken mochte, beschäftigte ihre Seele im Schlaf. Und sie empfand es bitter, daß sie innerlich doch mißtrauisch war. Denn deutlich erkannte sie, dieser Traum enthielt das Eingeständnis innerer Unsicherheit. Die Fremde spielte sich als Herrin neben ihr auf. Und ihre Schwäche war auch in diesem Traum offenbar geworden. Sie selber konnte sich nicht schützen vor Ottilie; die Kastellanin

mußte ihre Verteidigung übernehmen. Diese Gedanken paßten schlecht zu dem heiteren, sonnigen Morgen und dem lebhaften Treiben der Pensionsdamen, die sich zu ihrem Ausflug vorbereiteten.

Anne-Marie kam fröhlich zu Eva ins Zimmer und bedauerte, daß die junge Frau nicht mitgehen könne; sie hoffte aber, daß es nun nicht mehr lange dauern werde, bis sie gemeinschaftlich die Gegend kennen lernen würden.

Rascher als sonst wurde das Frühstück eingenommen; man beeilte sich, das Haus zu verlassen, und bald war Eva allein. Sie ging in den Garten und setzte sich in die Laube. Dort sann sie weiter, und es mußte anfangs nichts Heiteres gewesen sein, was ihre Gedanken beschäftigte, denn sie saß zusammengesunken da, und ihre Hände ruhten matt im Schoß. Fragen der Gegenwart kreuzten sich mit denen der nächsten Zukunft. Sie dachte an ihr Kind, das sie nun seit vielen Wochen nicht mehr gesehen hatte, und sehnte sich nach dem Anblick des Knaben. Und sie empfand Mitleid mit sich selbst; war es doch nicht ihre Schuld, daß sie jetzt hier, fern von ihm, leben mußte. Wer weiß wie lange noch! Die alten kranken Stellen und die Wunden ihres gemarterten Herzens brachen wieder auf. Sie sehnte sich fort, und wußte doch nicht wohin. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn sie gleich von hier abreiste und heimfuhr. Und wenn ihr Mann sie dann fragend ansah und nicht begreifen wollte, weshalb sie wiederkam? Was sollte sie dann tun? Halblaut sprach sie zu sich selbst: „Mein Kind will ich wiederhaben." Wenn er sich auch weiter von ihr abwandte, so konnte sie doch immer noch glücklich werden mit ihrem Knaben. Jetzt lebte sie ja doch auch allein. Diese trüben Gedanken peinigten und quälten sie unaufhörlich.

Wieviel Zeit verflossen war, wußte Eva nicht. Es war

ja auch gleich, ob die Stunden krochen oder flogen. Einmal nahm ja doch alles ein Ende. Und in ihrer Macht lag es nun einmal nicht, das Leben zu ändern. Vielleicht fehlte es ihr an Willenskraft. Ähnliches hatte ja auch der Doktor ausgesprochen, als sie sich zur Reise entschließen sollte. Nun fiel ihr auch wieder ein, was die Kastellanin gesagt hatte: „Machen Sie es kurz! Entschließen Sie sich! Es hilft alles nichts, man muß leben!"

Ob ein natürlicher Trotz in Eva erwacht war, oder ob die Erinnerung an die Worte der Kastellanin sie aufgerüttelt hatte, darüber dachte sie jetzt nicht nach. Sie erhob sich und schritt in der hellen Sonne ins Haus und ging in ihr Zimmer.

Dem Schreibtisch entnahm sie Papier und griff zur Feder. Diesmal reihten sich die Zeilen rasch aneinander. Sie schrieb der Kastellanin.

Nun saß sie im Stuhl zurückgelehnt und las den Brief noch einmal. Sie war zufrieden. Er enthielt kein Wort, das ihrer Meinung nach Unruhe hervorrufen konnte. Weder Klagen noch Unzufriedenheit kam in den eilig geschriebenen Sätzen zum Ausdruck, nur die Sorge um das Wohl ihres Knaben fand sie unverhüllt ausgesprochen, und das war nicht falsch zu deuten.

Ein Blick auf die Uhr überzeugte Eva, daß ihr bis zum Essen noch genug Zeit blieb, auch an Lottchen Riebel zu schreiben. Das liebe Mädchen freute sich gewiß, von ihr zu hören.

Endlich lagen die beiden Briefe verschlossen vor ihr. Eva erhob sich und trat ans Fenster. Ihr war leichter geworden.

Beim Mittagstisch unterhielt sie sich mit den älteren Damen, die zu Hause geblieben waren; sie brachte es fertig, unbefangen und sorglos zu erscheinen. Und auch

der Rest des Tages verlief, ohne ihr noch einmal schwarze Gedanken zu bringen. Ein paarmal erinnerte sie sich in diesen Stunden der Worte der Kastellanin: „Es hilft alles nichts. Man muß leben!" Und sie wollte leben, um ihres Kindes willen.

Die kleine Gesellschaft kehrte am Abend von dem Ausflug zurück. Anne-Marie schwärmte Eva lange vor. Sie waren auf der „Platte" gewesen und hatten bei günstiger Fernsicht die weithingedehnte Landschaft, die Wälder des Spessarts und des Odenwaldes gesehen. Im Rheintal hatte man mit dem Fernglas die Häuser von Haardt erkannt. Und dann bat und schmeichelte das Mädchen, Eva solle doch endlich einmal versuchen, den Pensionsgarten zu verlassen und sich wenigstens zu einer Spazierfahrt nach der griechisch-russischen Kapelle entschließen.

Anne-Marie schien gar nicht müde geworden, sie wußte immer wieder etwas Neues zu erzählen, und Eva mußte sie förmlich bitten, endlich zur Ruhe zu gehen. Ja, sie brachte das Mädchen erst dann los, als sie versprach, am nächsten Tage im Wagen auszufahren, denn zu Fuß könne sie sich keine Leistung zumuten; sie fühle sich immer noch zu schwach.

Eva wollte sich eben niederlegen, als Anne-Marie im Nachtkleid noch einmal zu ihr hereinkam. Nochmals mußte Eva versprechen, unter allen Umständen Wort zu halten.

Während der Nacht war ein dichter, feiner Regen gefallen, der erst gegen Morgen etwas nachgelassen hatte. Als Anne-Marie erwachte und den blaßgrauen, trüben Himmel sah, fühlte sie sich enttäuscht. Nun würde Eva wieder daheim bleiben und diesmal nicht ohne zureichenden Grund. Verdrießlich betrachtete das Mädchen die glänzenden Dächer, die feuchten Wege im Garten und die nassen Pflasterſteine. Ob im Laufe des Vormittags

die grauen Wolken fortziehen würden, schien ungewiß. Zu Hause wußte sie mit dem Wetter besser Bescheid, sie wußte, woher der Regenwind kam, hier aber war ihr alles fremd und ungewohnt. Da sah sie vom Fenster aus den alten Gärtner, der vor einem Rosenstrauch stand und sorgfältig das Wasser aus den offenen Blüten schüttelte. Sie rief ihm zu: „Herr Böhlik, wird es heute den ganzen Tag so trüb bleiben, oder darf man hoffen, daß die Wolken verschwinden?"

Der Gärtner grüßte freundlich und erwiderte: „Vielleicht dreht sich der Wind. Dann werden wir wieder Sonne haben. Bis jetzt ist aber nur wenig Aussicht. Wenn es bis Mittag so bleibt, ist wenig zu erwarten. Lange hält's aber gewiß nicht an."

Dann ging er weiter und klopfte wieder das Wasser aus den Blüten.

Anne-Marie hatte diese sorgliche Behandlung der Rosen noch nie gesehen, wollte sich aber merken, daß man das auch daheim tun könne. Jetzt fiel ihr erst ein, daß die Rosen an solchen Tagen immer Schaden gelitten hatten.

Anne-Marie seufzte und kleidete sich langsam an.

Als sie dann bei Eva anklopfte, erhielt sie keine Antwort; sie öffnete die Türe und fand den Raum leer. Die freundlich mit Rosen geschmückte Stube lag heute in trüber Stimmung, vielleicht war Eva in das kleine Frühstückszimmer gegangen; es kam ja manchmal vor, daß sie Gesellschaft suchte. Dort fand sie Eva, die mit dem vierjährigen Knaben der Pensionsinhaberin plauderte. Der kleine Kerl stand, an die Knie Evas geschmiegt, bei der in einem Stuhl sitzenden jungen Frau und ließ sich die Verschen vorlesen, die unter den buntfarbigen Bildchen eines großen Buches gedruckt waren. Der Knabe horchte aufmerksam zu und suchte dann die einzelnen

Worte nachzusprechen. Einen Wink Evas beachtend, verhielt sich Anne-Marie eine Weile still, bis es dem Kinde selbst einfiel, das Buch wieder an sich zu nehmen und hinaus zu verlangen.

Nun fragte Anne-Marie: „Für heute bist du von deinem Versprechen entbunden, denn wenn es auch aufhört, so trüb zu sein, können wir doch nicht im Wagen ausfahren. Es scheint mir fast, du bist zufrieden, daß die Sonne nicht scheint. Aber du könntest wenigstens mit mir ins Kurhaus gehen. Daran halte ich fest, denn einmal mußt du deine Zurückgezogenheit aufgeben. Wozu hat dich denn der Doktor hierhergeschickt? Doch nicht, um in der Stube, oder bestenfalls im Garten zu sitzen."

Eva lächelte. Sie fand den Eifer des Mädchens fast belustigend und beeilte sich, zu erwidern: „Ich will dir gerne folgen, denn sonst bekäme ich ja doch keine Ruhe. Du siehst, ich bin zum Ausgehen angezogen, wenn du willst, können wir nach einer halben Stunde ausgehen. Selbstverständlich aber nur bis zum Sprudel."

Da eilte Anne-Marie fröhlich aus dem Zimmer, und bald schritt sie neben Eva aus dem Haus. Das Gewölk, das die Sonne verbarg, war an einzelnen Stellen lichter geworden. Es war vorauszusehen, daß es gegen Mittag wieder hell werden konnte.

Da die Wege noch ein wenig feucht waren, hielten sich viele der Kurgäste in den gedeckten Hallen auf. Sie gingen auf der einen Seite und ließen die Menschen an sich vorüberziehen. Es wurde heller; als sie näher zu dem Brunnen kamen, begegneten ihnen Kranke. Ein Anblick, der Eva traurig stimmte. Den Kontrast, der zwischen den im frischen Grün schimmernden Anlagen und Bäumen und den farblosen Gesichtern dieser matten, teilweise hoffnungslos aussehenden Menschen bestand, empfand

sie heute besonders schmerzlich. Ab und zu richtete sie beobachtende Blicke auf Anne-Marie, die in ihrer kraftstrotzenden Gesundheit offenbar gar nicht bemerkte, wieviel Leidende sich nach dem Brunnen hin bewegten. Sie horchte auf die Klänge der Musik, die von einem Pavillon herüberfluteten. Die Musiker spielten ein heiteres, anmutiges Stück aus einer eben beliebten Operette. Nun schien auch die Sonne wieder durch das an einer Stelle vom Wind verwehte Gewölk. Ein zufriedenes Leuchten flog über Anne-Maries liebes Gesicht. Sie drückte den Arm Evas an sich und sagte schelmisch: „Für heute begnüge ich mich mit dem Gang zum Brunnen. Wenn aber das Wetter schön bleibt, bestehe ich für morgen darauf, mit dir auszufahren. Einmal mußt du es ja doch aufgeben, wie ein Käuzchen im düsteren Winkel zu sitzen. Was würde sonst meine Mutter sagen, wenn sie hören würde, daß ich so wenig mit dir ausgeflogen bin."

Eva sah sie lächelnd an. „Du brauchst dich nicht weiter um mich zu sorgen. Wir wollen auf dem Rückweg für morgen einen Wagen bestellen, und ich verspreche dir, nicht zu bitten, daß es dann regnen soll."

Anne-Marie ging fröhlich auf den scherzhaften Ton ein, und so wanderten sie, freundschaftlich aneinandergeschmiegt, in die Pension zurück, wo sie eben zum Mittagessen recht kamen.

Am Nachmittag schloß sich das Mädchen wieder der Gesellschaft von gestern an und kehrte erst in der Dämmerstunde heim.

Eva hatte den kleinen Knaben mit in den Garten genommen, der eifrig die Verschen nachsprach und sich gar nicht von der jungen Frau trennen wollte. Er verlangte sogar noch nach ihr, als er ins Bettchen gebracht werden mußte. Eva fühlte sich glücklich über die Zutraulichkeit

des kleinen Bürschchens, das sie bisher kaum beachtet hatte. Wenn sie einmal heimkehren dürfte, wollte sie auch ihrem Söhnchen die hübschen Verschen vorsagen. Da stand die Zukunft wieder dunkel und unklar vor ihr. Was mußte noch alles anders werden, wenn sie ihr Kind wiedersehen durfte? —

Am nächsten Tag stand die Sonne am leuchtendblauen Himmel. Weit und breit war kein Wölkchen zu sehen. Zur verabredeten Zeit hielt der Wagen vor der Pension, und Eva eilte mit Anne-Marie über die Treppen hinab. Die heitere Stimmung des Mädchens hatte sich schon seit dem frühen Morgen auf Eva übertragen, die gerne folgte. Der Tag war schön; die freundlichen Häuser mit den davorliegenden gutgepflegten Gärtchen sahen so hübsch aus, ihr Anblick wirkte belebend und ermunternd auf Eva, die, im Wagen zurückgelehnt, leise lächelte. Alles, was sie vom Wagen aus sehen konnte, mutete sie so frisch an, so erheiternd und stärkend, daß sie sich über die Wandlung wunderte, die in ihrem sonst so bedrückten Gemüt nun so rasch vor sich ging. Sie achtete auf alles; und was sie bemerkte, schien ihr irgendwie neu oder bedeutsam. Die von der Sonne beschienenen Häuser sahen mit ihren blinkenden Fenstern und den hellen Vorhängen dahinter ganz merkwürdig aus. Aus einem Hause winkten kleine Kinder lebhaft mit den Händchen und jubelten laut dazu. Eva wandte sich im Wagen um, hob die Rechte und ließ ihr weißes Taschentuch im Wind flattern. Es war ihr Gruß an die lustigen Kleinen. Fensterscheiben großer Läden blitzten im Licht; vergoldete Buchstaben einzelner Firmenschilder gleißten hell. Die Leute auf den Gehsteigen schienen alle heiter und glücklich zu sein. An Wagen fuhr man vorüber, in denen gleichfalls heitere Menschen saßen.

. Und dann lag die Stadt hinter ihnen. Die Pferde trabten unter Bäumen schnell dahin, die ihre scharfumrissenen Schatten auf die helle Straße warfen; zwischen den Stämmen und Büschen glänzten grüne Streifen satten Grases und ab und zu große smaragdene Flächen. Belebend und erfrischend strich die Luft über die im Wagen Sitzenden hin. Auf der Landstraße vernahm man das Rollen der sich eilig drehenden Räder kaum mehr, und auch das gleichmäßige Trappeln der Hufe klang gedämpft. Langsam stieg nun der Weg an, der am Abhang des Neroberges zu der griechisch-russischen Kapelle hinanführte, die sich blendendweiß von dem dunklen Grün der Tannen abhob. Die fünf vergoldeten Kuppeln blitzten und flimmerten bei jeder Wendung der Straße erneut auf.

Anne-Marie freute sich kindlich und machte Eva auf jede Kleinigkeit aufmerksam, die ihr beachtenswert erschien. Oben angelangt, wollten sie auch die Kapelle besuchen und das schöne Grabmal der jung gestorbenen Frau ansehen, über deren sterblichen Resten dieses fremdartig in der deutschen Landschaft stehende Bauwerk sich erhob. Der Kutscher hatte Anne-Marie gesagt, man müsse sich an den Kastellan wenden, der oben in der Nähe des russischen Friedhofes wohnte.

Neben dem Mann her gehend, hörten sie die Geschichte der 1845 als jung Vermählte gestorbenen Elisabeth Michailowna, der Gattin des Herzogs Adolf von Nassau, erzählen, der zu ihrem Gedächtnis diesen Bau errichten ließ. So traurig diese Schilderung auf Eva unter anderen Umständen gewirkt hätte, jetzt behielt sie davon nur den Eindruck der großen Liebe eines Mannes zu seiner Frau. Und in ihr kräftigte sich die Hoffnung für ihre Zukunft. Gewiß kehrte ihr Gatte wieder zurück und machte alles

gut, was er ihr ohne bösen Willen angetan hatte. Mit eigenen Empfindungen betrachtete Eva das schöne Grabmal der so früh aus der Welt geschiedenen Frau.

Anne-Marie hatte inzwischen durch ein rotgefärbtes Glasfenster gesehen, das einen überraschenden Blick auf die Landschaft und die Stadt bot. Sie fand daran mehr Vergnügen als an der überladenen Pracht der Fahnen, Bilder und Ornamente. Sie rief Eva herbei, zeigte ihr das Fenster und rief übermütig: „Sieh mal, Eva, so liegt die Zukunft vor mir, im rosenroten Licht, und anders mag ich sie mir auch gar nicht denken."

Eva mußte nun auch durch das „Wunderglas" schauen. Halb wehmütig dachte sie: „Anne-Marie ist doch noch ein richtiges Kind. Hoffentlich erlebt sie keine schweren Enttäuschungen."

Aber an diesem Tag änderte sich ihre Stimmung nicht mehr. Eva blieb heiter und fröhlich. Es wäre ja auch kaum möglich gewesen, trüben Gedanken nachzuhängen. Der Anblick der Stadt und der ringsum liegenden Landschaft wirkte so herzstärkend, daß Eva auch ihre künftigen Geschicke gleich Anne-Marie in rosigem Lichte erschienen.

Im Walde gingen sie spazieren, und wenn auch Eva eine leichte Müdigkeit nicht ganz verbergen konnte, so fühlte sie sich doch besser, als sie erwartet hatte. Anne-Marie beschrieb ihr den Weg, der von hier zum Neroberg führte, auf dessen Gipfel ein hübscher Tempel stand. So lebhaft schilderte sie den weiten Rundblick an dieser Stelle, daß Eva gerne versprach, nun täglich auszugehen, um recht bald mit Anne-Marie über die weite Landschaft in das Rheintal hinauszuschauen.

Munter plaudernd blieben sie bis zum Sonnenuntergang oben. Und erst nachdem der glutrote Ball im Westen gesunken war, fuhren sie im Wagen wieder heimwärts.

Auch ins Kurhaus zum Konzert öfter mitzukommen, ließ Eva sich nun nicht mehr vergeblich bitten; es bedurfte nur geringer Überredung. Wenn ihr der Trubel an dieser Stelle auch noch wenig gefiel und das vielstimmige Treiben ihr Gemüt manchmal bedrückte, ließ sie Anne-Marie doch nicht fühlen, daß sie nicht gerne mitging.

Lieber hielt sie sich im Kurpark auf. Dort saß sie gerne im Schatten der großen alten Bäume. Nur das Theater wollte sie nicht besuchen, soviel auch Anne-Marie sich bemühte, sie hinzulocken. Und sie brauchte ja deshalb nicht zu verzichten, denn die Pensionsgäste zeigten sich immer gern bereit, das junge Mädchen mitzunehmen.

So war sie auch an einem der letzten Abende ohne Eva im Theater gewesen, und ebenso begeistert heimgekommen wie nach ihrem ersten Besuch. Hatte sie doch erst in Wiesbaden eine richtige Vorstellung vom Theater erhalten, da sie zuvor nur das Spiel der kleinen Truppe in ihrer Heimat gesehen hatte. Diesmal war Shakespeares „Wie es euch gefällt" aufgeführt worden, und Eva mußte sich nun genau schildern lassen, wie schön alles abgestimmt gewesen sei; die herrlichen Kostüme und die wunderbaren Dekorationen konnte sie nicht genug loben.

Nachdem sie soviel geplaudert hatte, daß Eva fast der Kopf schwirrte, fiel Anne-Marie noch etwas ein, das ihr von nicht geringer Wichtigkeit schien.

Eva sollte raten, was sie noch gesehen habe. Das glückte nun auch beim besten Willen nicht, und so mußte Anne-Marie endlich mit ihrer Überraschung herausrücken, als Eva sagte: „Nun kann ich aber nicht mehr raten. Erzähle mir doch, was du gesehen hast."

Anne-Marie versuchte es noch einmal, durch eine Anspielung Eva auf die richtige Spur zu lenken: „Du weißt

doch, es gibt Namen, die man nur aussprechen kann, wenn man dabei niest. Erinnerst du dich denn nicht mehr daran? Es hängt mit dem Theater zusammen. Du wirst schon das Richtige finden."

Eva konnte sich an nichts erinnern; sie lächelte. Dann wiederholte sie: „Ein Name, bei dem man niesen muß, wenn man ihn aussprechen soll. Mir fällt aber auch gar nichts ein."

„Ach, wie vergeßlich du bist!" rief Anne-Marie in komischer Drolligkeit. „Du hast doch gewiß den Schauspieler von Ehrlichs Truppe noch nicht vergessen, der den Graf Wetter vom Strahl im ‚Käthchen von Heilbronn' spielte, den wir dann nach der Vorstellung kennen gelernt haben. Denk dir doch, den hab' ich heute hier im Theater spielen sehen. Nun? — Fällt dir sein Name nicht ein?"

„Mit dem besten Willen nicht. Wie heißt er denn?"

Anne-Marie holte den Theaterzettel herbei, deutete mit dem Finger an eine Stelle und sagte: „Hier steht er: Ewald Wrzyszez. Hab' ich nicht recht? Man muß niesen, wenn man den Namen aussprechen will."

Nun lachten beide.

Eva sann eine Weile nach. Dann fragte sie: „Hat er denn hier eine größere Rolle gespielt? Das kann ich mir gar nicht denken. So rasch kann man sich doch nicht entwickeln."

Dann zeigte sich, daß auf dem Zettel sein Name bei einer kleinen Rolle stand.

Anne-Marie fand es weiter nicht schlimm, daß dieser Mann mit dem unaussprechlichen Namen keine erste Rolle spielte, und schloß: „Aber schön hat er doch auch hier ausgesehen. Deine kleine Mamsell wäre gewiß glücklich gewesen, ihn bewundern zu dürfen."

Eva fielen nun Einzelheiten des Theaterspiels ein. Sie

unterhielten sich noch eine Weile, und Anne-Marie suchte die junge Frau zum Besuch einer der nächsten Aufführungen zu überreden, fand aber auch diesmal wenig Neigung dafür.

Es war spät geworden, und Eva fühlte sich abgespannt. Anne-Marie umarmte die Freundin zärtlich und ließ sie dann allein.

Eva dachte noch ein wenig über die Aufführung nach. Aber die Gestalt des Wetter vom Strahl war so verblaßt, daß kein Zug seines Wesens mehr deutlich ward. —

Am Kochbrunnen spazierte ein Herr umher, dem man von weitem ansah, daß er ein Schauspieler und zugleich ein von seiner Schönheit höchst selbstbewußter und von der Sieghaftigkeit seiner Erscheinung überzeugter Mann war. Es war Herr Ewald Wrzyszez.

Durch Empfehlung Heinrich Ehrlichs war es ihm gelungen, am Theater in Wiesbaden angenommen zu werden. Und wenn er auch keine jugendlichen Heldenrollen zu spielen bekam, da seine Fähigkeiten dazu nicht ausreichten, so gab es doch kleinere Rollen, die er zu mimen vermochte. So viel Talent besaß er immerhin, daß es zu mehr reichte als zu „Rollen", die vom Darsteller nicht mehr verlangen als das Geschick, mit entsprechender Geste zu rufen: „Die Pferde sind gesattelt", oder: „Auf! Folgt mir nach!" Für den schönen Mann war es wichtig, in Wiesbaden auftreten zu dürfen und sich als Mitglied einer großen Bühne zu fühlen. Den höchsten Wert verlieh ihm seine Visitenkarte, auf der in zierlichen Buchstaben zu lesen war: „Ewald Wrzyszez, königlicher Hofschauspieler."

Seine wichtigste und bestdargestellte Rolle spielte der schöne Ewald außerhalb der Bretter, die die Welt bedeuten. Jedes Kind mußte seine Bedeutung spüren, denn

er erschien höchst gepflegt auf der Straße. Fehlerlos gescheitelt trug er sein Haar; glatt rasiert war sein Gesicht. Die Bügelfalten seiner Beinkleider waren ebenso tadellos als die Handschuhe und die sorgfältig geknüpfte seidene Krawatte. Bezaubernd aber wirkte sein Lächeln, das milde, zärtlich und hingebend um einen freundlichen Blick der Beachtung seiner Schönheit buhlte.

Als der Hofschauspieler sich so würdevoll am Kochbrunnen „vor allem Volk" zeigte, konnte auch Anne-Marie, die mit Eva ging, ihn nicht übersehen. Sie hatte ihn sogleich erkannt und Eva so in den Arm gekniffen, daß die fast aufgeschrien hätte.

Nachdem der Held seinen Rundgang zweimal wiederholt hatte und gewiß sein durfte, gebührend beachtet worden zu sein, gewahrte er zwei Damen, die auf einer Bank saßen. Sofort gab er seinem Gesicht den gewohnten, Beachtung heischenden, werbenden Ausdruck. Dann stutzte er und dachte nach.

Die beiden Damen waren ihm nicht fremd. Irgendwo mußte er sie schon einmal gesehen haben. Jawohl. Die kannte er doch! Ah! das war ja wohl die Kleine aus irgend einem Kaff in Pommern. Gewiß! Die Spur leitete ihn richtig. Dort hatte er sie gesehen, als er den Graf Wetter vom Strahl gespielt. Die entzückende junge Frau neben ihr, das war gewiß die Gattin des liebenswürdigen Gutsbesitzers, der sie damals nach der Vorstellung zum Wein eingeladen hatte. Die schöne Frau hatte er wohl gesehen, aber nicht kennen gelernt, da sie am zweiten Abend nicht dabei gewesen war.

Ermunternd sagte der schöne Mann zu sich selbst: „Allerhand Hochachtung, mein liebwerter Ewald, das nenne ich, milde ausgedrückt, Dusel! Ja. So ist's in der Welt. Glück muß der junge Mensch haben. Er muß aber

auch den Mut besitzen, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen. Also vorwärts!"

Sein Brunnenglas graziös emporhaltend, drängte er sich zielbewußt durch die Kurgäste bis zu der Bank, auf der die Damen saßen.

Nun stand er in wohleinstudierter Stellung da. „Mein gnädigstes Fräulein, ich weiß nicht, ob ich den Vorzug habe, von Ihnen wiedererkannt zu werden?"

Es war der sonorste Bühnenton, in dem er diese bedeutungsvollen Worte ausgesprochen hatte.

Anne-Marie erwiderte: „Ich habe Sie gestern abend schon auf der Bühne in Shakespeares ‚Wie es euch gefällt' wiedererkannt."

Ewald Wrzyszez zuckte nun doch ein wenig zusammen; peinlich berührt murmelte er dann aber etwas von „Äußerst schmeichelhaft!" und wagte sich noch etwas näher an die Sitzenden heran.

„Darf ich bitten, mich der Dame vorzustellen?"

Anne-Marie lachte fröhlich auf.

„Ja, vorstellen will ich Sie schon. Aber wie ich's machen soll, das weiß ich wirklich nicht!"

Verständnislos sah er das junge Mädchen an. Dieses eigenartige Lachen wirkte beinahe verletzend.

„Ich kann beim besten Willen Ihren Namen nicht aussprechen," ergänzte sie schalkhaft.

Nun lächelte der schöne Mann auch ein wenig, aber nur ganz milde, wie bei der Unart eines sonst liebenswürdigen Kindes.

Dann trat er vor Eva hin und sagte mit tadelloser, wohlgelungener Bühnenverbeugung: „Wrzyszez!"

Und von diesem Augenblick an hatten die Lastermäuler, die mehr ihre Langweile als die Kurbedürftigkeit an den Kochbrunnen führte, was sie haben wollten: ihre kleine

Sensation. Denn wo die junge Frau auftauchte, da war künftig auch Herr Ewald Wrzyszez nicht weit von ihr zu finden. Nun konnte man sich endlich einen Vers machen und war froh. Die Zurückhaltung der jungen Frau war von der Gesellschaft schon längst als verletzend empfunden worden. Jetzt fühlte man sich erlöst, und raunte einander zu: „Ein Schauspieler vom hiesigen Theater! Und sie haben sich vorher gekannt. War gewiß eine abgekartete Komödie, so spät erst gewissermaßen öffentlich aufzutreten."

„Selbstverständlich! Ein Stelldichein in Wiesbaden, das ist ja leicht zu erreichen. Und der arme Mann zu Hause denkt, sie sehnt sich hier nach ihm."

Begütigend, aber doch merkbar spöttisch sagte jemand: „Uns kann's ja einerlei sein. Wenn's ihr nur lieb ist."

Angenehm empfand Eva diese neue Bekanntschaft gar nicht. Sie war durchaus nicht freudig überrascht, wenn er immer da war, wo sie eben ankamen. Und Kochbrunnen mußte sie doch trinken. Ein Recht, ihm den Besuch dieser Stelle zu verbieten, gab es natürlich nicht. Und dann benahm er sich ja auch höflich, so zart und rücksichtsvoll, daß sie ihm unmöglich erklären durfte, sie wünsche seine Gesellschaft nicht. Bedenklicher erschien Eva der Gedanke, er könne sich vielleicht für Anne-Marie interessieren.

Beim leisesten Anschein wollte sie sofort entschieden auftreten, denn an die Möglichkeit einer Verbindung dieser beiden war keinesfalls zu denken. Eva beobachtete scharf, konnte aber nicht das geringste gewahren, das ihre Befürchtung bestätigte. Da Anne-Marie ganz augenscheinlich dem schönen Mann nicht die oberflächlichste Beachtung zuteil werden ließ, so beruhigte sich Eva darüber. Daß er überhaupt das junge Mädchen fast gar nicht an-

sah, merkte Eva in ihrer Arglosigkeit nicht. Dann tröstete sie sich auch mit dem Gedanken, hoffentlich bald abreisen zu dürfen. Wenn sie sich getäuscht haben sollte, nahmen diese Beziehungen ja doch von selbst ein Ende.

Heute sollte Anne-Marie mit einem bekannten Ehepaar aus der Pension das Theater besuchen. Sie durfte zum erstenmal eine große Oper hören. Eva wäre beinahe mitgegangen, hatte aber dann doch gebeten, zu Haus bleiben zu dürfen, da der Husten im heißen Theater so leicht wiederkäme. Das sei ihr aber ebenso unerwünscht, wie den anderen die Störung peinlich wäre.

Eva wanderte langsam zu ihrem Lieblingsplatz im Walde. Gleich rechts von der Kapellenstraße ging der Pfad ab und führte in den Wald hinein. Dort stand eine Bank, auf der sie nun schon so manches Stündchen gesessen war, in einem Buch lesend oder in stille Träumereien verloren.

Allein zu gehen, konnte sie recht gut wagen, weil der große Leonberger aus der Pension sich ihr angeschlossen hatte und auf allen Wegen ihr treuer Begleiter war.

Cäsar war ein schönes Tier; mit dem mächtigen Kopf, dem langen Schweif, dem gelben, dichten, langhaarigen Fell und den starken Pfoten sah er achtunggebietend aus. Nur ein Ausdruck von großer Gutmütigkeit in den treuen braunen Hundeaugen zeigte, daß er kein böses Tier war. Wenn er aber dann seine laute Stimme ertönen ließ. dann schreckte doch jeder zurück, und im Ernstfall war gar nicht zu spaßen mit ihm.

Eva saß auf der Bank. Das Buch lag unaufgeschlagen neben ihr. Es war schon ein wenig zu dämmerig zum Lesen geworden, wenn auch die Abendsonne die Baumstämme noch golden beschien und huschende Lichter über den Waldboden spielten.

Cäsar hatte seinen Kopf in Evas Schoß gelegt. Und gedankenvoll spielte ihre Hand mit dem dichten gelben Gelock.

Da knurrte Cäsar. Eva schrak leicht zusammen. Sie schaute auf und erblickte Wrzyszez. Flüchtig dachte sie: spielte denn der heute nicht mit im Theater? Dann fiel ihr erst ein, daß eine Oper gegeben wurde.

Er hatte sie hier aufgesucht, da er von Anne-Marie gehört hatte, daß sie mit Pensionsbekannten den „Troubadour" ansehen wollte. Die Gelegenheit, Eva allein zu treffen, kam vermutlich so bald nicht wieder. Er mußte sie also benutzen. Und er wußte ja, wo er Eva finden würde.

„So allein, Gnädigste? Fürchten Sie sich nicht?"

„Ich habe ja Cäsar bei mir."

„Freilich! Ein famoser Wächter. Aber geh' mal ein bißchen, mein Hundchen, mach' mir ein wenig Platz."

Er wollte das Tier beiseite schieben. Da stieß Cäsar ein kurzes, bedrohliches Knurren aus, und sein Hundegesicht durchfurchten tiefe Falten des Mißmutes.

Einem Zuruf Evas gehorchend, setzte sich Cäsar, verlor aber den Mann nicht aus den Augen.

„Sie gestatten, meine Gnädigste?"

Mit einem mißtrauischen Seitenblick auf das riesige Tier setzte sich der Schauspieler.

Eva rückte so weit von ihm ab, wie sie konnte.

Der schöne Ewald lächelte überlegen. Er kannte das. Erst zeigten sie sich ja alle spröde. Aber nachher kam es gewöhnlich anders. Allerdings dieses entzückende junge Weib durfte man nicht ohne weiteres mit anderen vergleichen. Eva benahm sich so kühl, so zurückhaltend, ja eigentlich fast abweisend. Sollte er denn sie, die ihn so mächtig anzog, nicht gewinnen können?

Sie war schließlich doch auch nur eine Eva. Wie so oft, fragte er sich auch jetzt wieder, ob sie sich nur verstelle. Sie mußte doch gemerkt haben, wie es ihm zumute war. Wenn er sich nicht täuschte, war sie eine Kokette. Das alles zog in Sekunden durch seine Gedanken. Dann schwatzte er von der Vorstellung, die heute abend stattfand, und von Fräulein Anne-Marie und endlich über ihren Mann.

Eva antwortete freundlich, aber zurückhaltend wie immer.

Endlich rückte er näher und legte unauffällig seinen Arm hinten auf die Lehne der Bank.

Dann sprach er über die wundervolle Abendfärbung. „Bald wird es dunkel sein."

„Ja, ich will jetzt gehen."

„Bitte, bleiben Sie doch noch ein Weilchen," bat er. „Fühlen Sie denn nicht, schönste Eva, daß uns nie wieder so ein Augenblick geschenkt wird? Ein Augenblick, wo unsere Herzen so nahe nebeneinander schlagen wie jetzt? Ich vermag meine Sehnsucht nach Ihnen nicht mehr zu verschweigen."

Empört schaute Eva ihn an. Sie war zu überrascht, um sich sofort in die peinlichst veränderte Lage finden zu können. Da umfaßte sein Arm ihre Taille, sein Gesicht war neben dem ihren; sie spürte seinen heißen Atem. Sein Mund suchte den ihren.

Im selben Augenblick fühlte er einen Schlag im Gesicht.

Cäsar sprang auf; angriffsbereit und knurrend stand er neben ihr.

Der Schauspieler wich vor dem Tier zurück.

Eva war nicht weniger erschrocken über sich selbst und den Schlag, als er. Alles an ihr bebte. Nur jetzt nicht schwach werden, ihm nicht zeigen, daß sie sich fürchtete.

Halt suchend griff sie nach Cäsars Halsband. Den Hund dicht an ihrer Seite, schritt sie von dem Schauspieler fort, und ging gleich darauf die Kapellenstraße hinunter nach ihrer Wohnung.

Wrzyszez sah ihr mit einem sehr wenig klugen Ausdruck im Gesicht nach.

Fast schwankend vor Erregung kam sie ins Haus und ging in ihr Zimmer. Den Hund führte sie noch immer am Halsband. Dann sank sie auf einen Stuhl, legte ihre Stirn auf den Kopf des Hundes und fing bitterlich an zu weinen. Und das gute Tier blieb still bei ihr sitzen.

Wie geschändet kam sie sich vor. Hatte sie diesem Menschen Anlaß gegeben, sie so schimpflich zu behandeln?

„Fritz, Fritz! Laß mich doch nicht mehr allein!" schluchzte sie.

Da fuhr sie auf.

Hatte sie sich nun ihm gegenüber auch etwas zuschulden kommen lassen? Sie dachte an Ottilie. Durfte sie nun noch schlecht von Ota denken? Wenn sich ein solcher Mensch, so ein trauriger Komödiant, den man nur aus Höflichkeit nicht abwies, ein Fremder so an sie wagte, wenn das möglich war, wie stand es dann um ihre Reinheit, ihre Frauenwürde?

Heiß überfluteten sie Scham und Empörung.

Konnte sie das Anne-Marie sagen? ... Nein! Das war unmöglich. Plötzlich sprang sie auf und eilte zum Waschtisch.

Sie wusch ihr Gesicht im frischen Wasser, als müsse sie abwaschen, was an Unreinem an ihr haftete.

Kummervoll legte sie sich endlich ohne Abendessen zu Bett. Der Hund blieb im Zimmer bei ihr.

Anne-Marie war erstaunt, als sie Cäsar beim Heimkommen vor der Türschwelle fand.

„Evchen, nahmst du den Hund ins Zimmer?"

Erschrocken schwieg sie still. Schlief Eva schon? Leise zog sie sich aus und legte sich in ihr Bett.

Eva schlief nicht. Sie hätte aber heute nichts mehr vom Theater hören können.

Körperlich warf dies Erlebnis sie im Erfolg der Kur wieder zurück. Und so kam es, daß sie in den nächsten Tagen nicht zum Kochbrunnen gingen; auch Anne-Marie hielt sich bei Eva im Hausgärtchen auf.

Als sie nach einigen Tagen wieder zum Kochbrunnen kamen, war der Schauspieler nicht zu sehen.

Eva dachte über vieles nach in dieser Zeit. Sie reifte innerlich heran und ihre Liebe zu ihrem Mann wurde bewußter, frauenhafter. Die kindliche Hingebung veränderte sich, um einem echten, bewußten Gefühl ihres Wertes Platz zu machen. Und sie wußte, sie würde künftig auch mehr von ihrem Gatten verlangen: mehr Eingehen auf ihr Wesen von seiner Seite und mehr Anteil an seinem Leben von der ihren.

Sie wollte ihm Gefährtin werden, nicht nur ein Spielzeug sein.

Und immer mehr festigte sich in ihr der Wille, das alles zu erreichen, wenn sie erst wieder bei ihm wäre. Nur holen sollte er sie bald.

Die Sehnsucht in ihr wuchs mit jeder Stunde.

In Berlin war das Tagesgespräch der Selbstmord einer geschätzten Sängerin. Die ersten Nachrichten hatten noch anders gelautet. Es war der Verdacht entstanden, sie sei ermordet und ausgeraubt worden, denn von ihrem reichen Schmuck hatte sich nichts mehr in ihrer Wohnung vorgefunden. Da aber alles für ein freiwilliges und selbstgewähltes Ende sprach, prüfte man ihren schriftlichen

Nachlaß genauer. Obwohl sich nur noch zufällig erhaltene Reste von Schriftstücken vorfanden, da der größte Teil vorher verbrannt worden war, entdeckte man doch Spuren von dem Verbleib der wertvollen Schmuckstücke. Vieles fand sich, durch zweite Hand versetzt, im Leihhaus. Manches war in der letzten Zeit ihres Lebens von der Sängerin verkauft worden. Sie hatte an der Börse gespielt und so schwere Verluste erlitten, daß es ihr unmöglich schien, ihren Verpflichtungen nachzukommen und ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen. In der Verzweiflung über ein verlorenes Leben hatte die beliebte und gefeierte Sängerin ihrem Dasein ein Ende bereitet.

Dieser traurige Fall bot den Anlaß, daß in den Zeitungen manches Vergessene über die Schicksale einst hochgefeierter Bühnengrößen, die ihnen in den letzten Lebensjahren widerfahren waren, berichtet wurde. In Künstlerkreisen erinnerte man sich noch an viele traurige Fälle, die man bei dieser Gelegenheit gar nicht erwähnt hatte. Zu denen, die manches längst Vergessene zu erzählen wußten, gehörte auch der alte Heinrich Ehrlich. So oft er in diesen Tagen danach gefragt wurde, gab er ausweichende Antworten. Er schwieg absichtlich, da nach seiner Meinung für die Lebenden doch kein Gewinn daraus erwachsen könne, wenn man die Jammergeschichten wieder einmal in die Öffentlichkeit brächte. Zudem lebten nicht wenige einst bewunderte Theatergrößen, denen es nun im Alter elend ging. Ihre Geschicke bei Lebzeiten aufzuzählen, wäre ebenso roh wie aussichtslos gewesen. Nachdenklich hatte der alte Ehrlich zu einem Schriftsteller gesagt: „Wenn es möglich wäre, solch trübstimmende Geschichten in der gewissen Aussicht zu schildern, um durch Sammlungen Geld zusammenzubringen, mit dem manche Not zu lindern wäre, da könnte man sich

wohl entschließen, zu reden. Davon ist aber leider nichts zu erwarten. Ich spreche auch da aus Erfahrung, denn es ist früher wiederholt versucht worden, und zwar mit beschämend geringem Erfolg. Dem Mimen flicht nicht nur die Nachwelt keine Kränze, wie das bittere aber wahre Wort lautet. Nein, die Leute vom Theater werden zu ihren Lebzeiten schon vergessen, und zwar von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr auftreten können. Nicht wenige sind es, die ihren Ruhm, ihre Beliebtheit noch viele Jahre in erbärmlicher Weise überleben müssen."

Und die Meinung Ehrlichs wurde auch von anderen Leuten geteilt, die dem Theaterwesen nahestanden. „Aus den Augen, aus dem Sinn", dieses Sprichworts Wahrheit hat mancher Sänger und Schauspieler erleben müssen. Und mehr noch gilt es für die Leute von der Oper, von denen schon viele in Armut endeten, nachdem auf der Höhe des Daseins ihre Stimme versagte. Manche einstige Operngröße mußte sich zuletzt in untergeordneten Rollen beim Schauspiel kümmerlich durchschlagen, bis man sie auch da nicht mehr brauchen konnte.

Ottilie Nieden war unter dem Eindruck, den der Selbstmord der großen Sängerin hervorgerufen hatte, wohl am härtesten getroffen worden. Sie hatte bis jetzt mit keinem Menschen darüber gesprochen, was ihr begegnet war. Da sie nicht immer erzählen mochte, weshalb sie die Bühnenlaufbahn aufgeben wollte, hörte sie von vielen, wie unklug dieser Entschluß sei. Immer wieder wurde ihr vorgehalten, beim Theater könne sie bei gutem Glück in wenigen Jahren so viel erwerben, um für spätere Zeit gesichert zu sein. Dagegen ließ sich nichts Überzeugendes vorbringen. Und leicht fiel es, das Leben einer Konzertsängerin als unsicher und aussichtslos darzustellen.

Schwankend geworden, hatte Ottilie sich entschlossen,

die große Sängerin aufzusuchen und um ihren Rat zu fragen. Wenige Tage vor dem freiwilligen Ende der Sängerin war Ottilie bei ihr vorgelassen worden. Sie erinnerte sich nur zu gut an den überwältigenden Eindruck, den das reiche Heim dieser Frau auf sie gemacht hatte. Aber noch tiefer war die Wirkung der Worte gewesen, die sie aus dem Munde der damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehenden Frau vernommen hatte. Erst nach ihrem Tode aber ging Ottilie der wahre Sinn dieser leidenschaftlich bewegten Mahnungen und Warnungen auf. Da erst erkannte sie, daß eine am Leben Verzweifelnde ihr offen und rückhaltlos das gequälte Herz ausgeschüttet hatte. Immer wieder klangen Ottilie die letzten Worte der Diva in den Ohren, die sie ihr noch nachgerufen, als Ottilie, sich nochmals vor ihr dankend verbeugend, nahe der Tür gestanden war: „Folgen Sie mir und begnügen Sie sich mit einer schlichten bürgerlichen Existenz. Das Theater verzehrt uns mit Leib und Seele. Und es ist nicht wert, ihm beides zum Opfer zu bringen."

Das war der Aufschrei eines zugrunde gerichteten Frauenherzens gewesen. Wenige Tage später hatte die arme Frau sich mit eigener Hand dem Elend und der Schande entzogen.

Ottilie war mit einigen jüngeren Kolleginnen zur Beerdigung der Sängerin gegangen. In dieser Stunde hatte sie sich endgültig entschlossen, nicht mehr wankend zu werden. Sie erinnerte sich der Worte der Erregten, die ihr geraten hatte, im schlimmsten Fall Gesangstunden zu geben. „Wahren Sie Ihren Frieden!" hatte sie gerufen, „mieten Sie sich eine Dachstube und werden Sie mit wenigem glücklich." Seit diesem Tage hörte Ottilie nicht mehr zu, wenn man ihr wieder riet, sich für die Oper ausbilden zu lassen. Mit der ruhigen Entschlossenheit, die

ihr bei aller Leidenschaft doch eigen war, trieb sie nun ihre Gesangstudien weiter. In einigen Wochen hoffte sie so weit zu sein, Ehrlich aufzusuchen und ihm um seine ihr versprochene Förderung zu bitten. Vorher wollte sie auch dieses Haus nicht mehr betreten.

Im engeren Kreise begann man über Ottilie Rieden zu spotten. Bösgesinnte behaupteten, sie habe wohl eingesehen, daß ihr Talent für die große Oper nicht ausreiche. Auch das kam ihr zu Ohren. Aber sie fand es für gut, zu schweigen. Sie versäumte keine Stunde mehr, wozu sie im Leichtsinn früher leicht zu bewegen gewesen war. Sie übte daheim und war nur darauf bedacht, so rasch als möglich vorwärtszukommen. Wenn sie sich in ihren vier Wänden ganz überlassen war, ging ihr auch noch ein anderes Bekenntnis der verstorbenen Sängerin durch den Sinn, und das Blut stieg ihr fühlbar in die Wangen, wenn sie an diese heftig gesprochenen Worte dachte. Die Sängerin mußte beobachtet haben, daß Ottilie den Widerspruch scharf empfand, der zwischen ihren zur bürgerlichen Schlichtheit mahnenden Aussprüchen und dem Luxus stand, der die Diva umgab. Auch das hatte erst nach dem Tode der Sängerin wahrhaft erschütternd auf Ottilie gewirkt. Als sie den zweifelnden Blick des jungen Mädchens aufgefangen und richtig gedeutet hatte, war die Sängerin einen Augenblick bleich geworden. Dann brach sie leidenschaftlich aus: „Sie denken, ich predige ihnen das Lied von Wasser und Brot und lebe selbst in raffinierten Genüssen. Ja! Richtig scheint das! Aber glauben Sie mir, was Sie hier sehen, ist derselbe Plunder, den wir auf dem Theater um uns haben. Ja, er ist sogar noch elender, denn er zehrt an meinem Mark. Er ist um den Preis alles dessen erworben, was uns keine Macht der Welt wieder zurückgeben kann.

Dieser Kram ist mit dem Opfer der Selbstachtung erkauft. Es mag Leute geben, die das nie empfinden. Ich glaube das aber nicht, denn es gibt ein Gedächtnis für gewisse Dinge. Niemand wird es für ewig zum Schweigen bringen."

Wenn sich Ottilie daran erinnerte, fiel ihr ein Schmuck ein, den sie besaß, und der Gedanke verließ sie dann nicht mehr, wie nahe sie einmal dem Augenblick gestanden hatte, von dem die Sängerin behauptete, es gäbe ein Gedächtnis für gewisse Dinge, das nie zum Schweigen zu bringen sei. Obwohl sie sich keinen Vorwurf dieser Art zu machen hatte, fühlte Ottilie doch die Wahrheit dieses Bekenntnisses, denn es kam von einer Frau, die vielleicht schon in dem Augenblick, da sie solchen Erlebnissen Worte lieh, entschlossen war, ihr Leben zu enden.

Das alles wirkte zusammen, den Charakter Ottiliens zu beeinflussen. Sie lebte zwar weiter unter ihren gleichstrebenden Kollegen und Kolleginnen, aber sie lebte nicht mehr mit ihnen. Und die fühlten diese Wandlung bald heraus, und da sie die wahren Gründe nicht ahnen konnten, so fanden sie sich in äußerlicher Weise damit ab und ließen Ottilie ihren Weg gehen nach eigenem Ermessen.

Ihre gesellige Natur machte es ihr schwer, in dieser innerlich so unruhigen Zeit dauernd allein zu bleiben. Und als sie einmal, zwar ermuntert durch die Anerkennung ihrer Lehrerin, die ihre raschen Fortschritte staunend gewahrte, aber doch recht verlassen und trüb in ihrem Zimmer saß, holte sie rasch Papier und Schreibzeug herbei und fragte bei Heinrich Ehrlich an, ob er Zeit und Lust habe, sie bei sich zu empfangen. Sie schloß den Brief mit den quer an den Rand geschriebenen Worten: „Ich habe fleißig geübt und möchte gerne Ihr Urteil hören. Es wird ernst! Ich muß daran denken, mir Geld

zu verdienen. Hören Sie also, wenn möglich doppelt!" — Heinrich Ehrlich hatte eben aus seinem Garten frische Rosen geholt, als der Briefträger ihm Ottilie Niedens Botschaft übergab. Auf der Rückseite des Umschlags stand ihr Name und die Wohnung. Ehrlich lächelte und öffnete den Brief. Mit den Blumen und dem Schreiben in der Hand ging er ins Haus. Leider war er wieder einmal allein, denn seine Frau wirtschaftete draußen auf dem kleinen Gute. Die durfte er jetzt nicht heimrufen. Wenn er richtig doppelt zu hören verstand, dann wünschte Ottilie nicht lange warten zu müssen. Nüchtern genug, fast wie im Geschäftsstil hatte sie ihm geschrieben, da war es also wohl richtig, wenn er gleich kurzerhand vorging. Seine Frau konnte die Nieden ja auch noch bei späterer Gelegenheit kennen lernen. Mit diesen Erwägungen zu Ende gelangt, ging er zum Fernsprecher und ließ sich mit dem Konzertagenten Rotermund verbinden. Während Ehrlich wartete, dachte er: es war doch gut, daß ich vorige Woche mit dem Agenten über die Kleine gesprochen habe. Das erspart mir nun lange Erklärungen.

Die Verbindung war hergestellt, und Ehrlich begann:

„Mein Lieber! Schreibt mir da eben unser aufgehender Stern, Sie wissen, die hübsche Ota Nieden, sie möchte mich besuchen. Ahnt natürlich nicht, daß wir schon Schicksal spielen wollen. Soll auch gar nicht wissen, daß Sie als Fachmann zuhören. Verpatzt sich und uns sonst vielleicht den ersten Eindruck. Verstanden. Gut. Sie heißen also zunächst Klumpke, sind ein alter Freund von mir, aber nicht vom Bau. Capisco? — Schön. Danke. Nun sagen Sie, wann können Sie zu mir kommen? Übermorgen. Recht! Einverstanden! Um fünf Uhr. Wir trinken Tee. Für Sie wird natürlich ein steifer Grog daraus. Nicht wahr, Sie kommen pünktlich. Zeit ist Geld! —

Jawohl, ich verstehe. Na ja, und in dem Fall machen Sie gewiß Ihren Schnitt. Die Kleine singt nicht nur gut, sie wirkt im höchsten Grade dekorativ. Hätte das Format zur Heroine, will aber nun mal nicht auf die weltbedeutenden Bretter. Danke, lieber Rotermund! Soll Ihnen auch gut gehen. Leben Sie wohl."

Schmunzelnd hieng Ehrlich den Hörer ein. „Der Ton macht die Musik," sagte er leise vor sich hin. Rotermund war gut gelaunt. Er hatte ihn ja neulich auch schon gehörig präpariert. Dann beschrieb er einen großen Briefbogen und bat Ottilie zu sich. Den Brief trug er selbst zum nächsten Schalter und kehrte zufrieden mit sich in sein stilles Tuskulum zurück. Vorsichtigerweise hatte er Ottilie eine Stunde vor Rotermund zu sich gebeten. Der sollte wie zufällig kommen.

Wieder stand Ottilie vor dem hübschen Haus des alten Heinrich Ehrlich. Und bald saß sie ihm gegenüber und plauderte lebhaft. Sie hatte ja in letzter Zeit so viel geschwiegen, daß es ihr förmlich wohltat, sich ein wenig aussprechen zu dürfen. Und seltsam empfand sie, wie ungehemmt sie sich geben durfte; Ehrlich verstand wahrhaftig auch halbe Worte. Und man brauchte sich gar nicht scheuen, offen zu sein.

Mitten im Gespräch unterbrach sie der alte Theatermann und fragte, ob sie die Sängerin, die neulich freiwillig den Tod gesucht, in ihren besten Rollen gesehen habe. Ottilie schilderte den Eindruck, den sie an verschiedene Opern noch im Gedächtnis bewahrte. Lange sprach nun auch Heinrich Ehrlich, der die Sängerin gut gekannt hatte. Ottilie horchte auf, als er sagte: „Sie ist viel länger unglücklich gewesen, als man in der Welt denkt. Sie vertraute mir, und ich konnte ihr manchmal kleine Dienste

erweisen, mußte auch einmal einen Schmuck verkaufen, den sie los sein wollte. Das ist eine traurige Geschichte gewesen. Sie ahnte nicht, daß ich wußte, von wem der war, und noch weniger, daß ich nun auch begriff, was geschehen sein mußte, wenn sie den Schmuck hergab. In Not, in Geldverlegenheit befand sie sich damals nicht. An den lumpigen glitzernden Steinen und dem elenden Gold hing ein Stück Leben. Doch was schwatze ich da. Über so traurige Geschichten schweigt man besser."

Wahrhaftig, der alte Ehrlich hatte unbedacht darauf los geredet, denn jetzt erst fiel ihm ein, daß Ottilie meinen konnte, er spiele damit auf den Schmuck an, den sie geschenkt erhalten hatte. Noch größer aber war die Überraschung, als Ottilie ihm erzählte, sie sei wenige Tage vor dem Tod der Diva bei ihr gewesen. Ausführlich schilderte sie ihm alles. Still hatte Ehrlich zugehört, und saß nun nachdenklich und traurig da. Eine Weile blieb es still.

Ottilie rang schwer mit einem Entschluß. Dann aber redete sie sich alles vom Herzen.

Mit gesenktem Kopf saß der Alte vor ihr und wunderte sich gar nicht mehr, als Ottilie fragte: „Raten Sie mir, was ich tun soll. Der Schmuck, den ich nie mehr sehen will, liegt verpackt bei Frau Runge. Sie darf aber nie erfahren, was in dem von mir versiegelten Kästchen ist. Wenn Sie mir helfen wollten ..."

In dem Augenblick meldete das Mädchen Herrn Klumpke. Ehrlich ging hinaus und kam gleich darauf mit dem Agenten Rotermund zurück, den er nun allerdings nicht mit leichtem Herzen Ottilie Nieden vorstellte.

Der Agent brachte es bald dahin, daß Ottilie sang, nachdem er ihr zuvor durch sein Klavierspiel Lust gemacht hatte, sich hören zu lassen.

In der vergangenen Stunde war die junge Sängerin

innerlich so tief erschüttert worden, daß ihre Stimme seelenvoller klang, als sie ohne diese Gemütserregung jemals gesungen hätte.

Nach weiteren Proben war der Agent mit sich einig, sich entschieden für dieses Talent einzusetzen. Da kam es nun noch zu einer drolligen Szene. Ottilie, die in dem behäbigen Herrn nur einen mäßig erfahrenen Kunstliebhaber sah, entzog sich seinem Lob mit der Bemerkung, es sei ihr wohl angenehm, zu hören, daß er ihr Können so hoch schätze, aber er sei ja doch kein Fachmann. Und auf das Urteil solcher Männer, die kritischer zuhörten, käme es im Ernstfall allein an. Da mußte denn Ehrlich herausrücken und Herrn Klumpkes wirklichen Namen nennen. Beschämt und ein wenig verletzt, stand Ottilie da und suchte sich zu entschuldigen. Gut gelaunt, freute sich der Agent über die kleine Mystifikation und blieb bei seinem günstigen Urteil.

Woran Ottilie nicht gedacht hatte, traf nun doch ein. Ehrlich hatte wohl recht gut doppelt gehört, es aber auch für gut befunden, die Irreführung anzuzetteln. Noch am gleichen Abend schloß Rotermund einen Vertrag mit Ottilie Nieden und arrangierte zunächst ein Konzert, das halb familiären Charakter bewahren sollte. Er beabsichtigte damit, die Sängerin einstweilen in einer bestimmten Gesellschaftschicht einzuführen, die dann später, wenn die Saison begann, für ein öffentliches Auftreten vorbereitet und gewonnen war. Man aß noch gemeinsam bei Ehrlich, der dann mit Rotermund noch zusammenblieb, als Ottilie sich verabschiedet hatte.

Glücklich wanderte sie auf Umwegen heim. Nun stand sie vor dem Anfang zu einer „bürgerlichen" Existenz. Wie es weiter ging, mußte die nächste Zeit erbringen.

Herr Rotermund hielt Wort. Nachdem er alles gehört

hatte, was die junge Sängerin sicher beherrschte, stellte er ein Programm zusammen, das nun gedruckt vorlag. Ottilie sollte zunächst in einem geschlossenen feinen Kreis singen, dessen Mitglieder zurzeit in Berlin lebten. Es waren meist ältere Leute und junge Studenten, die, mitten im Semester stehend, zur eigentlichen Reisezeit in der Stadt bleiben mußten. Eine Probe im Saal, die Rotermund für nötig fand, war zu seiner vollen Zufriedenheit ausgefallen.

Nun rückte die Zeit des Abends näher und Ottilie erwartete die Stunde ungeduldig, wenn auch frei von jeder Unruhe.

Als sie endlich auf das Podium trat und neben dem Klavier stand, pochte wohl ein paar Takte lang ihr Herz ungestüm. Aber sobald sie einsetzen mußte, war alles vorüber. Frei und sicher klang ihre jugendliche Stimme und sie fühlte bald, daß man aufmerksam und hingegeben zuhörte. Nach dem ersten Lied dankte man ihr mit reichem Beifall. Im Künstlerzimmer wartete Heinrich Ehrlich und beglückwünschte Ota zu ihrem Erfolg. Herr Rotermund strahlte; er zweifelte nun nicht mehr daran, Fräulein Rieden glücklich „durch den kommenden Winter zu bringen", wie er wiederholt versicherte. Dann brachte ein Diener ein verschlossenes Kästchen. Ottilie löste es aus dem Umschag und las die paar Worte unter leichtem Erröten. Sie reichte Ehrlich die Karte hin. Er las: „Walter Runge bittet um die Ehre, nach Schluß des Abends seine Aufwartung machen zu dürfen."

Beide sahen einander an. Da Rotermund nicht verstehen konnte, was damit gemeint war, sagte Ottilie: „Wir konnten neulich über das Kästchen nicht sprechen, ich will Herrn Runge bitten, es in meinem Namen von seiner Mutter zu erbitten und es dahin zu bringen, wohin

es gehört. Ich bin erfreut über diesen günstigen Zufall."

Heinrich Ehrlich sah das junge Mädchen an und erwiderte ruhig: „Ja. Der Zufall fügt manches aufs beste."

Indes hatte Fritz Waldau schreckliche Wochen verlebt. Die schwer zu ertragende Nachwirkung der vielen Erregungen war nun eingetreten. Reue über sein Benehmen gegen Eva quälte ihn unaufhörlich. Ärger und Scham über sich selber stimmten ihn verzweifelt, daß er sich hatte hinreißen lassen, zu allem Jammer und Herzeleid auch noch Spieler zu werden. Die Sorge peinigte ihn, daß der vierundzwanzigste Juni immer unaufhaltsamer näherrückte, an dem er seine Schuld in Berlin begleichen sollte.

Auch der Schmuck, den er Ottilie geschenkt hatte, war noch nicht bezahlt, und die Rechnung darüber fand er viel höher, als er in seinem törichten Leichtsinn angenommen hatte.

Hypotheken konnte er keinesfalls mehr aufnehmen. Der Inspektor drängte um Geld. Alles stürmte nun mit einem Male auf ihn ein. Sein Stolz bäumte sich auf in dem Gedanken, sich anderen anvertrauen zu sollen. Was wäre damit auch erreicht gewesen, wenn ihm irgend jemand Geld geliehen hätte? Neue Schulden zu den alten zu häufen, das war alles, was dabei herausgekommen wäre. Der Inspektor hatte aus eigener Machtvollkommenheit schon Vieh verkauft, er durfte jetzt aber den Viehstand nicht auch noch weiter verringern. Nun quälte er ihn um Geld, die rückständigen Löhne sollten damit beglichen werden. Er hatte Saatgut kaufen müssen, da Waldau im Winter zu viel Korn weggegeben hatte.

Eben war er vor dem Inspektor davongelaufen und hatte sich in Scham und Verzweiflung in seinem Zimmer

eingeschlossen, wo er nun wie ein Gefangener verwirrt hin und her lief und weder aus noch ein wußte.

Irgend etwas aber mußte doch geschehen.

Er schloß den Schreibtisch auf.

Da lagen die Rechnungen angesammelt. Obenauf die vom Goldschmied. Dann die Saatrechnungen. Da standen die Summen verzeichnet, die er dem Bankhaus in Berlin schuldete. Da fanden sich die beschämendsten Beträge, die ausständigen Löhne, aufgeschrieben von der Hand des Inspektors. Dann das Gehalt der Kastellanin. Auch der Inspektor hatte noch nicht erhalten, was ihm zukam. Ekel vor sich selber stieg in ihm auf.

Er setzte sich vor diese Zeugen seines frevelhaften Leichtsinns und stützte hilflos den Kopf in die Hand. Nun lebte seine Frau in Wiesbaden. Auch das hatte bisher viel Geld gekostet. Aber es ging ja um ihre Gesundheit und mußte darum auch weiter flüssig gemacht werden. Bei diesem Wort lachte er grimmig. Flüssig! Ja. Es war ja alles unter seinen Händen zerflossen.

Er starrte den Schreibtisch an. Da war noch ein Fach, das er nur selten einmal aufschloß. Darin lag Familienschmuck seiner Frau aufbewahrt. Der alte, kostbare Schmuck war, gering geschätzt, viele Tausende wert, besonders zu einer Zeit, in der man so viel auf alte, schön gearbeitete Schmucksachen gab. Die Kette allein war mindestens so viel wert wie die, die er Ottilie geschenkt hatte. Und dazu kamen noch die Brillanten und die Haarspangen der Großmutter.

Der Versucher in ihm flüsterte: „Sie trägt's ja doch nicht!"

Er zog rasch das Fach völlig auf und nahm hastig die einzelnen Kasten heraus. Er öffnete einen nach dem anderen und schätzte aufs Geratewohl die einzelnen Stücke

nach ihrem vermeintlichen Wert. Nun nahm er die Brillanten in die Hand. Kalt lagen sie in seiner fiebernden Rechten. Und plötzlich sprang er auf und warf sie heftig auf den Tisch.

Was wollte er tun?

„Ich bin ein Schuft!“ rief er laut.

Die Familienkleinodien seiner Frau wollte er verkaufen, sie heimlich entwenden. Das Eigentum seiner Frau, die er seelisch unglücklich und körperlich elend gemacht hatte; die durch seine Schuld krank und leidend geworden war und ferne von ihm lebte. Wer weiß wie elend und kummervoll lebte.

Er sank kraftlos auf seinen Sessel zurück.

Dieser mißhandelten und gedemütigten Frau wollte er nun auch noch ihr Eigentum nehmen. Konnte er ihr je wieder ins Auge sehen? Durfte er überhaupt weiter leben nach dieser Schmach? Spieler, Schuldenmacher, liebloser Gatte, alles Niedrige hatte er auf sich geladen, ein jämmerlicher Kerl war er gewesen. Und nun auch noch dies? Er legte den Kopf auf die Arme und brütete dumpf vor sich hin.

Endlich trieb ihn die seelische Unruhe wieder auf.

Sein Antlitz war bleich und verzerrt. Seine Augen müde, eingesunken. Er fühlte nicht mehr die Kraft zum Leben.

Konnte Eva ihm je vergeben? . . . Bei aller Güte war das doch unmöglich. Nein! Ihr konnte er nie mehr vor Augen treten.

Jetzt fühlte er, daß er sie noch liebte. Noch immer geliebt hatte. Jetzt, wo er mit sich selber hart abgerechnet hatte. Aber umso weniger war es möglich, daß er je wieder wagen durfte, ihr nahe zu kommen. Das war für immer vorbei.

Sollte er ihr schreiben? Er überlegte lange. Endlich schrieb er auf einen Zettel: „Verzeih mir und vergiß mich.“

Dann trat er an seinen Gewehrschrank und entnahm ihm ein mit Silber beschlagenes Kästchen. Es enthielt seine geladenen Pistolen. Er öffnete, wog eine in der Hand und hob den Arm.

Da klopfte es an der Tür.

Die Kastellanin rief: „Bitte, Herr Waldau, öffnen Sie.“

Er ließ den Arm sinken und blieb schweigend stehen, rührte sich nicht. Er hoffte, sie würde dann wieder gehen.

Da klopfte sie stärker. Rüttelte an der Klinke.

„Öffnen Sie doch! Ich bin's, Frau Freimut!“

Die Stimme zitterte vor Angst. Wie kam sie dazu, so Schreckliches zu denken? Inspektor Kohlmann hatte ihr vorhin gesagt, der Herr sei so seltsam von ihm gegangen und habe gesagt, er wisse nun keine Hilfe mehr. Dann hatte sie ihn ruhelos in seinem Zimmer umhergehen hören.

„Ich werde doch nicht zu spät gekommen sein?“

Sie klopfte nochmals und rief.

Endlich antwortete er: „Ich möchte nicht gestört sein!“

Doch sie ging nicht.

Hörte sie ein seltsames Zittern auch in seiner Stimme? Oder trieb die Angst sie an und machte sie so entschlossen?

Versuchte es mit bittendem Ton: „Ich muß Sie sprechen, Herr Waldau! Bitte, können Sie nicht öffnen?“

Seine Stirn zog sich in Falten des Unmuts und der Ungeduld.

„Was wollen Sie denn?“

Sie wußte nichts zu sagen und wiederholte abermals

weich und im Ton der Überredung: „Bitte, wollen Sie denn nicht öffnen?"

„Nein!"

Kurz und schroff, geängstigt durch die zähe Beharrlichkeit, stieß er nochmals heraus: „Nein! Ich will nicht!" Er griff wieder nach der Waffe. Wenn sie nicht ging, mochte sie den Schuß hören. Bis sie die Tür zerbrachen, war es doch zu spät.

Er hob zum zweitenmal die Pistole.

Die Frau lauschte in Todesangst. Da knackte etwas. Der Hahn ... Großer Gott!

Laut schrie sie auf: „Das Kind ist in Gefahr!"

Er schrak zusammen.

Das Kind? Ja, wohl war es in Gefahr, einen Selbstmörder zum Vater zu haben, der feige das Leben verließ, als es ihm zu schwer ward.

Er legte die Waffe in den Kasten zurück. Dann schloß er die Tür auf und stand der Kastellanin gegenüber.

Ihre angsterfüllten Augen suchten in seinem bleichen Gesicht. Die letzten Wochen und Tage hatten es schrecklich verändert.

„Was fehlt dem Kind?"

Sie sah verlegen zu Boden. Was sollte sie nun sagen?

Er verstand sie, trat einen Schritt zurück und schwieg. Dann reichte er ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen. Sie haben meinem Kind den Vater erhalten."

„Nicht ich. Gott gab mir das Wort ein."

„Gott?"

Er legte die Hände über die Augen; Tränen drangen hervor zwischen den fest zusammengepreßten Fingern.

Frau Freimut wandte sich ab. Sie wollte ihn nicht beschämen und ging leise fort. Jetzt fürchtete sie nichts

mehr. Er aber schloß von neuem die Tür und blieb allein mit sich und seinem Gott.

Spät am Abend trat Fritz Waldau noch einmal an seinen Schreibtisch. Er mußte sich ja doch wieder an die Bücher setzen. Mußte versuchen, wo und wie er Rat und Hilfe schaffte.

Kohlmann hatte ihm auf seinen Wunsch die Abrechnungsbücher gebracht. Hier das Kornregister und da die Viehlisten und die Wochentabelle. Aber was lag denn dort noch für ein Buch? Ein dickes, etwas kleineres. „Tagebuch" stand darauf. Ach so, das war ja wohl ein Lohn- und Abrechnungsbuch vom alten Riebel.

Fast gedankenlos schlug Fritz es auf und blätterte darin. Das war die alte Einteilung, wie man sie früher zu machen gewohnt war; Tagelohn, Korn, Vieh, alles in einem, als die Buchführung noch so viel einfacher war. Aber oben über den Tabellen, was stand denn dort? Verse. Kurze Bibelsprüche. Seite für Seite. Stets war die oberste Reihe dafür benutzt worden. In des alten Riebel Handschrift und in der alten Orthographie stand da immer das Wort, mit dem der Alte die Woche angefangen hatte.

Fritz blätterte darin. Schlug immer weiter um. Seltsam gefangen von dem Geist kindlicher Demut und festen Gottvertrauens, den der alte Mann in diesen Seiten niedergelegt hatte. Ehrliche, brave, treue Seele! Und die Einträge in dem Buch gingen so durch viele Jahre hindurch.

Hohe Poesie war es oft nicht. Aber es war das, was Vater Riebel gerade empfunden hatte, oder was ihm zurzeit irgendwie in die Hände gefallen war.

Fritz Waldau las:

„Verzeihe mir die Sünde, die ich bis jetzt verübt,
Und die ich jetzt empfinde, wie sie mein Herz betrübt.
Verzeihe mir, und dämpfe all übrige Begier,
Damit ich täglich kämpfe. O Herr, verzeihe mir!“

Zu anderen Zeiten hätte Waldau vielleicht darüber gelacht. Heute wurde es so ruhig in ihm, so seltsam still und friedevoll.

Wieder blätterte er weiter. Da stand:

„Verlange nicht den Rat der Welt
Inmitten deiner Einsamkeit.
Verlassen bleibst du, wie im Feld
Die letzte Schwalbe bleibt, wenn's schneit.
Verlassen wie das letzte Blatt
Am schwanken Zweig im hohen Raum,
Das droben müd und lebenssatt
Noch zitternd träumt den letzten Traum.
Verlange nicht den Rat der Welt,
Wie kalt und kühl ist ihr Bescheid.
Auf Gott allein im Himmelszelt
Wirf deine Sorgen, wirf dein Leid.“

Und dicht darunter stand dann: „Roggen erhalten.“ Und dann folgten Zahlen. Nun huschte doch ein Lächeln über Waldaus Gesicht. Aber es war ein wehmütiges Lächeln. So verknüpfte ein Mann wie der alte Riebel, ein solcher Riese an Gestalt und Arbeitskraft, die kleinen Aufgaben des täglichen Lebens als ein demütiges Gotteskind mit dem tief inneren Leben seiner Seele?

Und da kam Fritz der Gedanke, daß ihm das Buch in diesem Augenblick ein Fingerzeig sein sollte. Das war nicht nur Zufall! Eine Mahnung war's ihm, zum alten Riebel zu gehen. Dort Rat und Hilfe zu suchen.

Er, Fritz Waldau, war in allem ein Mensch seiner Zeit,

er würde wohl nie mehr wie der alte Riebel so einfach und selbstverständlich zu seinem Glauben kommen. Aber doch fühlte er, daß der heutige Tag hart an seinem Herzen gerüttelt hatte. Daß vieles in ihm und in seinem Leben, vor allem aber in seiner Ehe anders werden müsse.

Da hörte er ein Geräusch an der Tür.

Frau Freimut stand wieder vor dem Arbeitszimmer. Aber sie sah verlegen aus und wagte nicht zu klopfen. Fritz hatte sie kommen hören und öffnete die Tür.

„Suchen Sie mich, liebe Frau Freimut?" fragte er freundlich. „Kommen Sie nur herein."

Die sonst so energische Frau wußte nicht, wie sie ihr Anliegen anbringen sollte. Sie stand vor ihm, als hätte sie etwas zu beichten. In der Hand hielt sie ein flaches, kleines Buch.

Er sah sie fragend an.

Sie schlug die Augen nieder und reichte ihm, ohne ihn anzublicken, das Büchlein hin.

„Bitte, nehmen Sie das."

Er nahm das Buch und verstand sie nicht.

Zögernd begann sie: „Ich bin immer sparsam gewesen und brauchte hier ja auch nichts. Dazu das hohe Gehalt."

Plötzlich begriff er, was damit gesagt war.

Dunkle Röte überflog sein Gesicht. Finster zogen sich seine Brauen zusammen. Er reichte das Buch zurück.

„Frau Kastellanin, das ist unmöglich!"

Da sah sie so bittend zu ihm auf, daß er ihre Hände ergriff.

„Es ist so gut von Ihnen. Aber ich kann nicht. Ich kann nicht! Almosen von Ihnen? Die Strafe ist zu hart!"

„Aber, Herr Waldau! Wer spricht davon? Nur für ein paar Jahre. Dann geben Sie mir alles wieder. Ich weiß ja auch, es ist so wenig. Aber da ist auch Herr Runge,

der weiß gewiß Rat. Und der alte Riebel. Sie haben so viele, die Ihnen zugetan sind. Dies ist nur für das Wichtigste, für das erste."

Wieder hielt sie ihm das Büchlein hin.

Er kehrte sich ab und trat zum Fenster. Sein Herz kämpfte einen bitteren Kampf mit seinem Stolz. Aber er dachte an Weib und Kind. Und wenn ihm jetzt nur geholfen würde, so wollte er dann ja arbeiten und nur für diese beiden leben.

Endlich wandte er sich ihr wieder zu und nahm das Buch, das sie ihm noch immer in der Hand entgegenhielt. Er wollte sprechen. Aber die Stimme versagte ihm. Er drückte heftig ihre Hand und wollte sie an die Lippen ziehen.

Rasch entzog Frau Kastellanin sie ihm und eilte aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen trat Fritz Waldau seinen Gang an. Wie damals vor Monaten Inspektor Kohlmann, so ging er jetzt durch den Morgentau zum Haus des alten Riebel in Wolchow.

Lottchen sah ihn kommen. Die Nadel sank ihr aus der Hand. Das Kinderkleid glitt zur Erde.

„Vater," rief sie, „Vater, der Fritz kommt!"

„Laß uns allein. Ich weiß, was er bringt."

Sie stand auf und traf noch in der Tür mit Waldau zusammen.

Der war ein wenig verlegen.

Lottchen fühlte es, und mit raschem Gruß huschte sie an ihm vorbei in die Küche.

Vater Riebel wollte sich aus seinem Sofa erheben. Aber rasch war Fritz Waldau bei ihm und nötigte ihn in seine bequeme Ecke zurück.

Der alte Riebel lächelte. Das war so ganz wieder der Fritz, der liebenswürdige Junge von früher in Bewegung und Ausdruck. Waren die Tollheiten der letzten Monate nun wirklich ausgelöscht? Es mußte wohl so sein.

Der Alte ließ ihm gar nicht Zeit, sich erst über sein Fernbleiben zu entschuldigen. Er fragte nach diesem und jenem, um Fritz den Anfang leicht zu machen. Und als er endlich die Bitte um Rat vorgebracht hatte, da kam doch noch der Zusatz: „Ich kann's ja gar nicht beanspruchen, wo ich Sie so unverantwortlich vernachlässigt habe in letzter Zeit."

Da rutschte dem Alten mit dem heimischen Platt auch die frühere vertraute Anrede über die Lippen: „Lat man sin, mien Jung! Is all god! Bruckst mi nix to seggen! Ick weet all!"

Das war, als hätte er wieder den kleinen Fritz bei sich, der früher so oft mit irgend einer Dummheit oder kindlichen Not zu ihm gekommen war.

Dann aber wurde er wieder förmlich und ernsthaft und besprach jeden Punkt streng nach der Ordnung und ganz genau. Und als er alles erfahren hatte, alle Verlegenheiten und Geldkalamitäten, da sagte er: „Ja, was nu meines Wissens ist, so wüßte ich wohl einen Rat, wenn Sie den annehmen wollten."

„Ich nehme alles an, was Sie mir raten, Vater Riebel. Denn ich weiß, Sie lieben Waldau als Ihre Heimat und Sie raten mir gut."

„Ja, denn so möchte ich bemerken, daß da doch die große Wiese ist hinten am Erlenbruch. Die wollte der selige Herr schon immer verkaufen. Sie liegt ja auch so weitab vom Hofe, und mit der Ernte ist das man immer ungeschickt gewesen. Die Pferde waren stundenlang unterwegs mit den Heufuhren von da. Und die zweite Maht

ließ man immer den Tagelöhnern, damit man sie nicht zu ernten brauchte."

„Ja, ja, da haben Sie wohl recht, die Wiese liegt für uns recht ungünstig, weil anderes Besitztum dazwischen grenzt. Aber wer kauft sie mir ab?"

„Ach, das wäre wohl leicht gemacht. Sie ist ja nicht allzuweit von der Oberförsterei Rothenhain. Ich hab' man gehört, der Oberförster möchte sie gern haben. Dem liegt sie bequem vor der Tür, und er könnte sie brauchen für sein Vieh."

„Vater Riebel, das wäre ja ausgezeichnet."

Waldau sprang auf und drückte die Hand des Alten. Doch dann erschrak er. „Die Wiese? ... Ja! Dann geht auch das verloren ..."

Riebel sah ihn an und fragte: „Was denn?"

Fritz schwieg und trat ans Fenster. Die Wiese hatte er immer besonders geliebt. Sie lag so schön im tiefen Wald, von hohen Bäumen umgeben. Früher hatte man Picknicks dorthin unternommen. Und auf dieser Wiese hatte er sich einst mit Eva verlobt.

Runges hatten zum Picknick dorthin eingeladen und Eva mitgebracht. Man lag am Waldrand, verzehrte die mitgebrachten Butterbrote und Eier, und zerstreute sich dann in den Wald. Er und Eva hatten am Waldrand Vergißmeinnicht gesucht. Sie hatte ein Kränzlein draus gewunden, das hatte er ihr auf die blonden Haare gedrückt. Und unter diesem Kränzlein hervor hatten ihn damals die blauen Augen so verlockend angeschaut, daß er sich den Verlobungskuß von den roten Lippen holte.

Und in jedem Frühjahr, wenn die Anemonen blühten, oder etwas später zur Zeit der Vergißmeinnicht, waren sie wieder zur Waldwiese gefahren.

Und nun sollte er sie hergeben?

Aber wenn's ihm nicht schwer geworden wäre, wär's ja auch kein Opfer gewesen. Und an ihm war es jetzt, er mußte Opfer bringen, um seine Wandlung zu beweisen. Und zur Sentimentalität war seine Lage zu ernst.

Riebel hatte ihn schweigend beobachtet.

Nun drehte Fritz sich um.

„Verzeihen Sie, Vater Riebel, ich mußt' erst mit mir klar werden. Jetzt bin ich so weit."

„Na, denn so ist's ja gut. Was nun den Preis anlangt, da bin ich wohl jetzt nicht mehr kompetent drin. Bin zu sehr 'raus aus der Geschichte. Da muß Amtsrat Runge vielleicht helfen, einen ordentlichen Preis zu machen. Pferde und Kühe, das weiß ich schon noch. Aber so 'n Stück Land wie das! Da ist's besser, der Herr Amtsrat macht das."

Dann rief er laut: „Lottchen, willst du nicht Herrn Waldau begrüßen? Und bring mal gleich ein Glas Johannesbeerwein mit."

„Lieber Riebel, ich danke Ihnen. Aber ich möchte wirklich nicht ..."

„I wo! Se warden mi doch mienen Wien nich utschlagen? Nee, wir drinken eens, dat dat nu all bald in de Richte kümmt!"

Und Fritz nahm ein Glas von Lottchens Johannesbeerwein, der wie Feuer in die Adern ging. Sie stießen an. Und Lottchen saß dabei, glückselig, daß Fritz endlich zu ihnen zurückgefunden hatte.

Nun würde auch mit der jungen Frau alles gut werden.

Denn Lottchen in seinem selbstlosen Herzen kannte ja nur das Glück anderer. Eigenes Glück hatte sie nie erlebt.

Amtsrat Runge war beim Verkauf der Wiese behilflich gewesen. Er hatte auch zuerst gleich selbst mit Geld ge-

holfen. Denn er wußte, daß ein Gut wie Waldau bei vernünftiger Wirtschaft in ein paar glücklichen Jahren alles wieder einbrächte.

Dem Spiel, daran glaubte er zuversichtlich, würde Fritz nicht wieder verfallen. Der hatte seine Leidenschaft überwunden und gebüßt.

Fritz war zu einem ernsten Manne gereift in dieser Zeit. Die Kastellanin hatte recht behalten: es steckte ein guter Kern in ihm. Und sie war es, die das erlösende Wort gefunden hatte, das ihn zur Pflicht und Ehre zurückrief.

Nachdem das Konzert zu Ende war, hatte sich Walter Runge in das Künstlerzimmer führen lassen. Es freute ihn, zu sehen, daß Ottilie so bald damit Ernst gemacht hatte, sich im Konzertsaal hören zu lassen. Heinrich Ehrlich und Rotermund fanden Gefallen an dem jungen Mann, und so wurde beschlossen, gemeinschaftlich noch ein Plauderstündchen zu halten. Die Herren warteten, bis sich Ottilie in der Garderobe umgekleidet hatte, und dann gingen alle zu Fuß in ein nahe gelegenes Restaurant. Ehrlich wußte, daß die beiden ungestört miteinander reden mußten, und schritt mit dem Agenten voraus.

Walter Runge erzählte, daß er vor längerer Zeit bei Eva Waldau in Wiesbaden gewesen sei, die sich mit seiner Schwester dort aufhalte. Da horchte Ottilie auf und erfuhr zu ihrer Überraschung, Eva sei leidend, und man wisse noch nicht, wie lange es dauern könne, bis sie sich wieder so weit erholt habe, um heimreisen zu dürfen.

Sie war feinfühlig genug, um zu begreifen, woran die junge Frau litt. Nun erst begriff sie, wie verworren die Zeit auf dem Gute bei Waldau gewesen war. Einige Worte von Walters Mutter erhielten jetzt erst ihren wahren Sinn. Umso tiefer war die Teilnahme Ottiliens

an dem Geschick der armen Eva, weil sie selber ja nie daran gedacht hatte, Fritz Waldaus Huldigungen ernst zu nehmen. Nachdem sie aus Pommern abgereist war, dachte sie nie mehr an ihn. Er blieb für sie der wohlhabende Mann, dem es Freude machte, ihr das Studium zu erleichtern. Beschämend empfand sie es nun, daß sie in oberflächlichem Leichtsinn Empfindungen in ihm erweckt hatte, die sie durchaus nicht teilte. Und noch peinlicher war ihr die Erkenntnis, daß Eva Waldau, das stille, bescheidene Geschöpf, darunter leiden mußte. Darüber dachte sie nach, während Walter Runge neben ihr ging und mit ihr über kleine Erlebnisse aus der Zeit ihres Aufenthaltes bei seinen Eltern plauderte. Er ahnte nicht, wie trüb ihr zumute war, denn sie erinnerte sich auch noch an das Gespräch mit Heinrich Ehrlich, der ihr unverhüllt die wahre Lage Fritz Waldaus geschildert hatte. Er war zum Spieler und Schuldenmacher geworden, hatte seine Frau vernachlässigt und ihr ein Geschenk gemacht, das ihn mit Ausgaben belastet, die nun vielleicht drückend geworden waren. Wie froh war sie nun, den Schmuck bei Frau Runge zu wissen.

Beiläufig fragte Ottilie, wann Walter Runge heimzureisen gedächte. Zu ihrer Beruhigung erfuhr sie, daß er schon in den nächsten Tagen von Berlin weggehen würde, obwohl das Semester noch nicht zu Ende sei. Die Mutter befände sich nicht wohl, und es ließe ihm keine Ruhe, bis er sich überzeugt habe, daß ihr nichts Ernstliches fehle. Gewiß würde der Vater schelten, aber er könne ja sofort wieder abreisen, nachdem er sich überzeugt habe, seine Befürchtungen umsonst gehegt zu haben.

Ottilie redete ihm lebhaft zu, ihr bot sich ja dadurch eine Gelegenheit, die ihr günstig schien, Waldau den Schmuck wieder zurückzugeben. So bat sie ihn, seine

Mutter zu grüßen und ihr zu sagen, das Paket, das sie ihr hinterlassen habe, sollte sie Walter geben, der es dann sofort zu Fritz Waldau bringen möchte.

Nun sah man schon die hellerleuchteten Fenster des Restaurants, vor dessen Eingang Heinrich Ehrlich und Herr Rotermund warteten. So war alles wider Erwarten glücklich gegangen.

Im Restaurant schrieb Ottilie rasch noch ein paar Zeilen an Frau Runge, die sie Walter mit der Bitte übergab, sie gleich seiner Mutter zu geben.

Eine Stunde saßen sie dann noch beieinander und unterhielten sich angeregt. Als man sich trennte, erbat sich Heinrich Ehrlich die Auszeichnung, Ottilie heimgeleiten zu dürfen.

Nun saß Ottilie in ihrem stillen Stübchen und dachte noch lange über die seltsamen Verkettungen nach, die in ihrem Leben bisher bedeutsam geworden waren. Immer wieder beschäftigte sie sich mit dem Schicksal der zarten Frau, die nun durch ihre Schuld in Wiesbaden weilte und vielleicht gramvoll darauf wartete, von ihrem Mann zurückgerufen zu werden. Jetzt erst erschien ihr Fritz Waldau in anderem Licht. Wenn sie sich an die paar verhängnisvollen Augenblicke erinnerte, kam es ihr doch nicht mehr harmlos vor, was sich zwischen ihnen abgespielt hatte. Vielleicht war Waldaus Neigung zu ihr doch nicht so oberflächlich gewesen, und er fand nun den Weg zu Eva nicht zurück. Und diese zarte, zum Leiden geschaffene Käthchennatur brachte es gewiß nicht über sich, den Verlorenen wieder an sich zu ziehen. Da war es vielleicht recht, wenn sie eingriff.

Nach langem Grübeln schien Ottilie den rechten Weg gefunden zu haben. Sie wollte Eva schreiben, ihr alles darstellen, was zwischen ihnen gestanden war. Nur über

den Schmuck, den Fritz ihr geschenkt hatte, und den er nun wieder erhielt, wollte sie schweigen. Das hielt sie nicht für unrecht.

So weit gekommen, besann sie sich nicht länger und begann zu schreiben. Die ersten Sätze gingen nicht leicht aus der Feder, dann aber fanden sich die Worte immer leichter, und bald waren vier engbeschriebene Seiten fertig. Die Adresse hatte sie sich von Walter Runge geben lassen. Nun stand auch diese auf dem verschlossenen Umschlag.

Erleichtert stand Ottilie auf und begann sich langsam zu entkleiden. Jetzt erst empfand sie, wie müde sie doch geworden war. Aber sie ging mit dem frohen Gedanken zu Bett, daß nun nichts mehr vorhanden war, das sie bedrücken konnte.

Groß war die Überraschung, die Ottilie Riedens Brief Eva brachte. An der Wahrheit dieses ehrlichen Bekenntnisses zweifelte sie keinen Augenblick. Und wenn sie alles genau in der Erinnerung an sich vorüberziehen ließ, fand sie immer schärfer, daß Ottilie nichts vor ihr verbarg. Sie hatte ja auch nie daran gezweifelt, daß Fritz wohl einer Leidenschaft sich hingegeben, aber doch sein Herz darüber nicht verloren haben konnte. Auch darin täuschte sich Ottilie nicht. Was sie aber anfangs schmerzlich berührte, war der Vergleich mit dem armen Käthchen von Heilbronn. Und doch mußte sie sich vor der Ehrlichkeit der Worte beugen. Zuletzt schrieb Ottilie, wenn sie Eva einen Rat geben dürfe, so sei es der, Fritz mit wenigen Worten zu sich zu rufen, denn der säße nun vielleicht wohl zerknirscht daheim und wage aus Beschämung und Trotz nicht, sein wahres Gefühl zu offenbaren.

Einen Tag ließ Eva vorübergehen und eine lange Nacht,

in der sie noch einmal jedes Wort überlegte. Sie war vorher, ehe sie Ottiliens Brief erhalten hatte, entschlossen, nach Biebrich zu fahren. Das hatte sie Anne-Marie versprochen und dabei sollte es bleiben.

Am frühen Morgen saß Eva am Schreibtisch und handelte nach Ottiliens Sinn. Es war wohl doch der beste Rat, den ihr jemand geben konnte, und er mußte gut sein, da ihr eigenes Herz nichts sehnlicher wünschte, als wieder heimzufinden. So schrieb sie denn und brachte den Brief selbst zur Bahnpost.

Schwer rollen die Wogen des Rheines bei Biebrich dahin. Dunkelblau und oft fahlgelb. Es waren heiße, staubige Tage mit schwülem, lästigem Wind, der sich oft fast bis zum Sturm erhob. In Wiesbaden war es zuletzt unerträglich geworden. Die Wilhelmstraße so laut und so staubig. Das Gedränge bei den Kurkonzerten war zur Plage geworden. Da floh Eva nach Biebrich. Es sollte eine Nachkur sein, denn ihre Wiesbadener Kur war zu Ende.

Sie hatte sich zum Schluß doch gut erholt, sah viel frischer aus und konnte ohne Beschwerden tüchtig gehen. Und die Sehnsucht wuchs mit der Gesundung. Und daran waren auch ihres Mannes Briefe nicht unbeteiligt, die anders waren als im Anfang. Auch er empfand offenbar Sehnsucht nach Eva. Er schrieb zwar meist nur von seiner Arbeit, seiner Tätigkeit. Und Evas Antworten hatten ihm ja immer gezeigt, was alles in seinem bescheidenen, keuschen Weibe ruhte von geistiger Tiefe und seelischem Verständnis. Ihre hübschen, poesievollen, nicht selten sogar humorvollen Briefe ließen ihn einen tiefen Blick tun in ihr reiches Gemüt. Manches ihr früher Unbekannte war auch in ihr erst geweckt worden durch den Aufenthalt in Wiesbaden: Menschen- und Weltkenntnis.

Eva und Anne-Marie wohnten im Nassauer Hof und sahen von dort aus die Rheindampfer kommen und abfahren. Sie blickten hinüber nach der großen Rheinbrücke bei Mainz. Aber am meisten waren es doch immer wieder die Wogen des Rheines, die schwerrollende Flut, auf die Eva blickte, selbstvergessen und sehnsüchtig.

Gerne saß sie auch am Parkweiher des großherzoglichen Schlosses.

Tief versteckt, von uralten Baumriesen umsäumt, liegt er im weiten Park. Aus grünem Versteck grüßt da die Moosburg herüber, und mit ein bißchen Abstand wirkte sie fast wie eine der echten, großen Burgruinen mit Turm und Zinne, Mauerkranz und Bogenfenstern. Und so still war es dort, so einsam und weltverloren.

Nur nachmittags kamen manchmal Wiesbadener Kurgäste. Am Morgen gehörte ihr dieser schöne Fleck rheinischer Erde allein. Und auch Anne-Marie streifte dann weit umher.

Fritz wußte ja nun, daß Eva in Biebrich weilte. Und wo sie wohnte, wußte man, wohin sie am liebsten ging.

Er kannte den Park aus früherer Zeit. Wußte, wo die Ruine stand und der Parkweiher lag. Und so suchte er sie nicht vergebens, als er an einem heißen Sommertag unter den Bäumen dahinschritt, tief den Duft der gemähten großen Rasenflächen einatmend, auf denen das Heu in Haufen lag.

Da schimmerte ein weißes Kleid. Ihr helles Haar. Licht und hell hob sich's vom tiefen Grün ab.

Nun war er bei ihr.

Eva stand auf. Heftiges Zittern befiel sie.

„Fritz! Fritz!" Halb ist's ein Jubelruf, halb wie Angst und Schrecken.

Aber rasch eilte er zu ihr und fing sie in seinen Armen auf.

Wie gut war's, daß es hier so still, so einsam war. Und daß sie sich dann so viel, so viel zu sagen hatten.

Fritz nahm sein Weib nun wieder mit nach Haus. Ihre zarte Gesundheit hatte sich doch gekräftigt in der milden Luft. Und in dem stillen, behaglichen Leben auf Waldau mit Mann und Kind blühte sie wieder ganz auf zu mädchenhafter Frische. Nur daß sie nicht mehr ein Kind, daß sie ein Weib geworden war mit tiefem Weibempfinden.

Hiermit könnten wir nun füglich schließen, wenn es uns nicht um alle Leute von Waldau zu tun gewesen wäre.

So müssen wir noch zwei prächtige, gute Menschen zusammenbringen, den guten, braven Kohlmann und die Frau Kastellanin.

Ja, ja, sie hat ihn doch noch genommen, den guten Inspektor, und ist recht glücklich mit ihm geworden. Wenn auch Line über diese Heirat die Nase rümpfte, und Hanne darüber lachte.

Aber Mamsellchen war es gar nicht zum Lachen. Sie meinte: „Immer noch besser ein Mann als kein Mann!" Sie hätte ihn schließlich auch nicht verschmäht, den guten Inspektor, trotz seiner krummen Beine und seiner verschiedenen wunderlichen Angewohnheiten.

Sie haben die hübsche, kleine Gärtnerwohnung bezogen, denn der alte Gärtner Parweg war gestorben. —

Fast zwei Jahre sind seitdem vergangen.

Es ist ein köstlicher Tag, und in dem warmen Sonnenschein vor dem hübschen Gartenhäuschen sitzt die ehemalige Frau Kastellanin und strickt an einem kleinen

Strümpfchen. Inspektor Kohlmann aber steht neben ihr und hat auf den Armen zwei prächtige Knäblein.

Sie sitzen schon gerade und stramm auf den Armen des glücklichen Vaters. Die kurze Pfeife hat er dabei im Munde. Aber er raucht kalt, um seine Zwillinge nicht zu gefährden.

„Ich bin ein stolzer Mann," sagt er oft scherzend. „Dies Häuschen ist mein Schloß, darin habe ich zwei Söhne und sogar eine Frau Kastellanin."

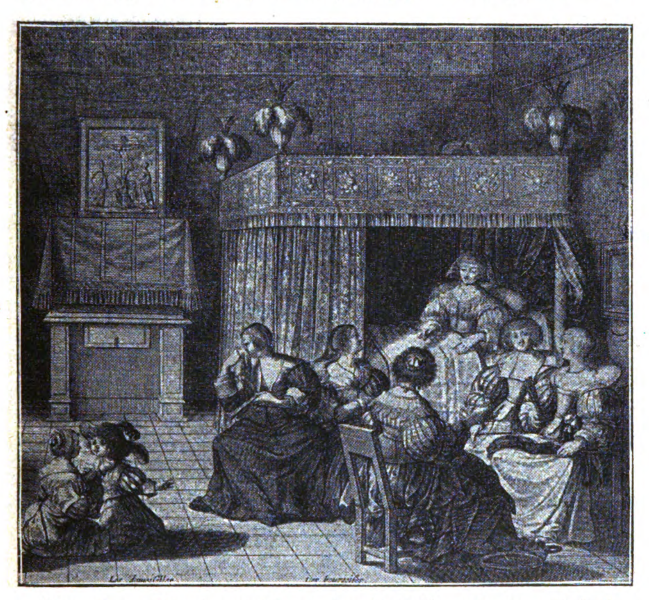
Verwandlungsmöbel als Hilfsmittel bei beschränktem Raum

Von Paul Felix Dörr / Mit 18 Bildern

Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Revolution in Frankreich ausbrach, beherrschte im allgemeinen der Stil des Rokoko die Welt. Alle Künste waren zur Arbeit herangezogen worden, um diesen leichten, graziösen Stil zu schaffen. Stuckornamente zierten Wände und Decken, Malereien belebten die mit groteskem Gerank umschlängelten Flächen. Decken verzierte man mit Blumen und Girlanden, ein blaßblauer Himmel suchte die Höhe der Gemächer ins Unermeßliche zu steigern. Mattblaue und rosafarbene Stoffe waren beliebt. Allegorische Gestalten, Amoretten, Vögel und Tiere zauberten eine phantastische Welt in die Räume, in denen sich eine bunte Gesellschaft bewegte, die ihre Tage und Nächte in scheinbarem Frieden und Glück verlebte. Unter Ludwig XVI. erhielt dieser Stil ein verändertes Ansehen: Weiß und Gold herrschte vor, die Farben wurden blasser. Und wie immer folgte die bürgerliche Welt in ihrem Geschmack, jeweilig ihren Mitteln gemäß, dem höfischen Vorbild. Waren die Unterschiede im Aufwand auch nicht gering, so mußten doch selbst zur bescheidenen bürgerlichen Wohnungseinrichtung jener Zeit nicht unbeträchtliche Summen zur Verfügung stehen. Ein gewisser Luxus zeigte sich, wenn auch in entsprechenden Abstufungen, weit verbreitet. Und da Frankreich tonangebend für ganz Europa auftrat, folgte man überall diesen Moden.

Da kam die Revolution und mit ihr die gewaltsame

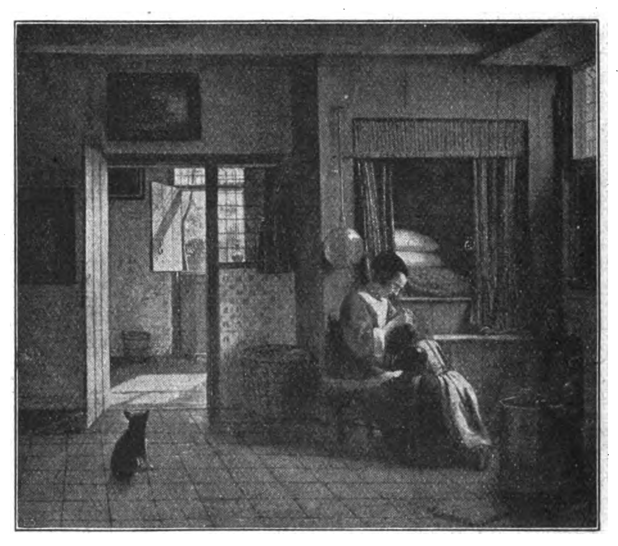
Umwälzung und Umschichtung der Stände. Wie wir es jetzt erleben, stiegen neue Gruppen auf und andere Volksteile traten zurück oder verschwanden im Elend. Das alte Frankreich, und mit ihm das fröhliche Rokoko, ward ver-



Vornehme Dame empfängt, im Bett liegend, den Besuch ihrer Freundinnen.
Nach einer Radierung von Abraham Bosse um 1630.

tilgt. Die Revolution gebärdete sich römisch, und so vereinfachte sich der Stil im Geschmack der Antike, der sich unter Napoleon I. zum Empirestil weiterentwickelte. Verglichen mit der Grazie und dem spielerisch-graziösen Formenreichtum des Rokoko, wirkte das Empire mit seinen einfach gestreiften Wänden und den wenig bewegten Möbelformen steif und feierlich. Die zuvor so vielgestaltig in

Anspruch genommenen Künste der Stukkateure, Schnitzer und Maler fanden in dieser Periode keine Verwendung mehr; die Kunst verstummte vor dem Ernst und den tausendfachen Nöten des Lebens einer Periode, in der Empörungen und blutige Kriege fast die ganze europäische

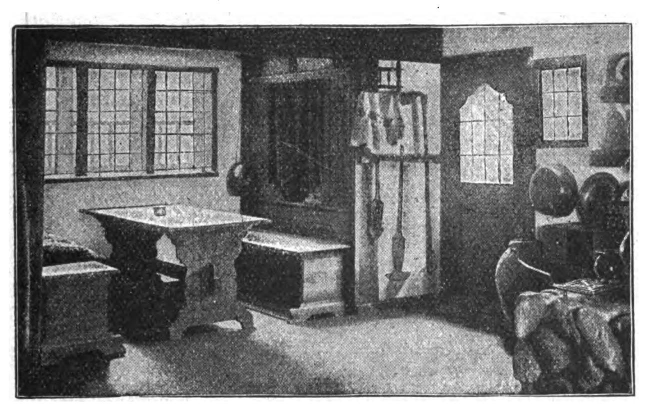


Bett in einem Wandkasten mit zuziehbarem Vorhang.
Nach einem Gemälde von Pieter de Hooch (1632—1681).

Menschheit langdauernd in Atem hielten und an den Rand der Verzweiflung brachten. Als die französische Revolution ihren tiefsten Stand erreicht, und die Papiergeldwirtschaft eine verhängnisvolle wirtschaftliche Lage geschaffen hatte, galten nur noch Waren als wertvoll. Betten und Hausrat mußte man für Brot hingeben; die zierlichen Rokokomöbel wanderten in die Hände der damaligen Schieber und Bauern. In der Nähe großer

Städte fanden deshalb spätere Altertumshändler überraschend viele städtische Möbel.

Die Schlichtheit, die sich in der Jahrzehnte hindurch von schwerstem Ringen und Kämpfen erfüllten Zeit im Wohnungswesen herausbildete, war nicht zuletzt durch Not und Mangel bedingt. Und nach dem Sturz Napoleons I. setzte sich diese Bewegung fort und fand ihren Ausdruck in dem Stil, den wir Biedermeier nennen, und der als

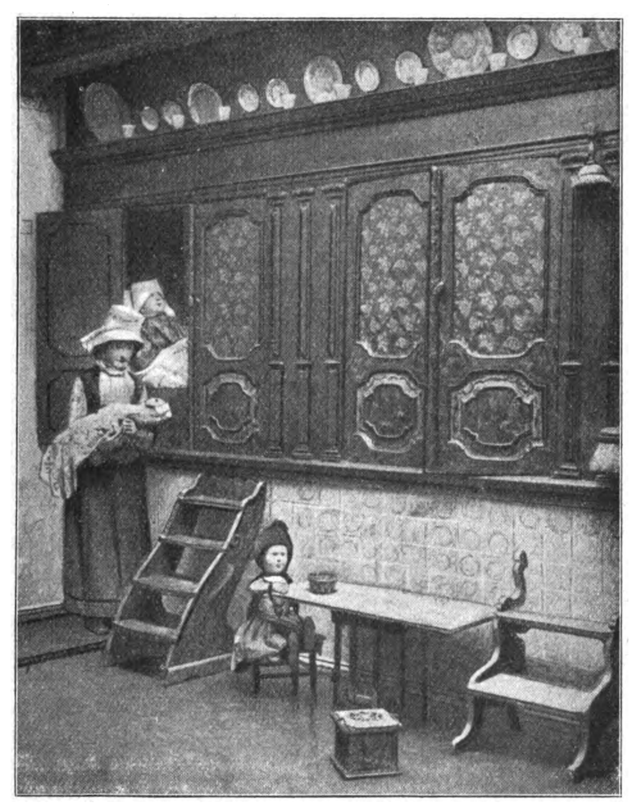


Ostenfelder Diele mit eingebauter Bettnische. Aus dem Museum in Altona.

vereinfachter Empirestil anzusehen ist. Was uns vor 1914 an der Wohnungseinrichtung dieser Bürgerkultur der Groß- und Urgroßväterzeit so liebenswert und achtbar erschien, war die einfache und solide Art dieser Möbel, die vor allem geschaffen wurden, um ihren Zweck zu erfüllen. Profilierungen, Zierat und Schnitzerei wurden vermieden. So wirkten verschiedene Umstände zusammen, schlichte und nicht zu teure Wohnungseinrichtungen entstehen zu lassen. Not zwang in allen Schichten des Volkes

zur Sparsamkeit, man lernte einheimische billige Holzarten schätzen, nachdem das aus Amerika stammende Mahagoni, das zur Zeit Ludwigs XVI. und anfangs auch im Empire beliebt gewesen ist, nicht mehr zu bezahlen war. Wenn auch die Baunot und damit der Wohnungsmangel nicht so groß gewesen ist, wie heute, so mußte man sich doch auch damals beschränken und mit kleineren Räumen und weniger Zimmern vorlieb nehmen; so kam es, daß die Möbel in den Ausmaßen stark verringert wurden. Schreibsekretäre, Kommoden, Vitrinen und Schränkchen, Betten und Nachttischchen aus Biedermeiertagen muteten uns deshalb um 1914 oft recht puppenhaft an. Die Räume jener Zeit sprechen für den Kundigen deutlich genug von mannigfaltigen Einschränkungen und Nöten.

Wir haben es leider nie recht gewußt, daß in jenen sparsamen Jahrzehnten der solide Grund für den späteren Wohlstand gelegt wurde, der nun auf Jahrzehnte erschüttert und größtenteils vernichtet ist. Wenn sich aus dieser Zwangserkenntnis etwas Gutes ergeben könnte, so wäre es der Glaube und die Hoffnung, daß auch wir uns aus Harm und Gram, aus Enge und Not wieder emporzuarbeiten vermögen, wie dies einst von den Vorfahren in der Bierdermeierzeit so beharrlich und in gewissem Sinne fröhlich und heiter entsagend geschah. Freilich empfanden wir um 1914 ein wenig rührselig und im Grunde doch bemitleidend und überlegen die bürgerliche Enge und nüchterne Sparsamkeit von Anno zwanzig bis dreißig und darüber hinaus, denn uns war ja die eigentliche Lage unserer Altvorderen doch fast unbegreiflich geworden. Jetzt allerdings unter den Einwirkungen des Versailler Frieden erfahren wir von Tag zu Tag, wie schwer es ist, sich zu behaupten, und daraus erwächst uns nun erst das rechte Verständnis für die Nöte der Vergangenheit.



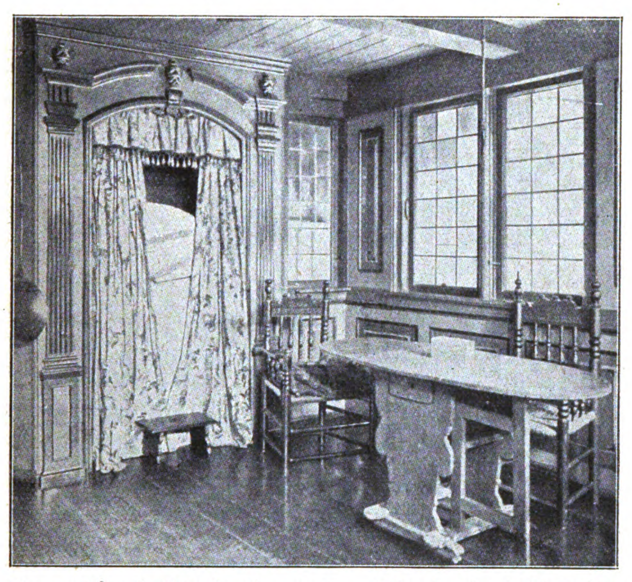
Mit reich geschnitzten Schranktüren verschließbare Betten einer Hindeloopener Bauernstube aus dem achtzehnten Jahrhundert im Berliner Volkstrachtenmuseum. — Auf einem vierstufigen, verstellbaren Gestell „stieg man in den Kasten".

Wie manches junge Paar findet heute kaum zwei Stuben und die dazu nötigen Möbel. Glücklich sind sie zu preisen, wenn die Eltern noch dies und jenes entbehrliche Stück

besitzen, das zur Einrichtung dienen kann. Wo Geld nicht im Überfluß vorhanden ist, muß auf vieles verzichtet werden, und das geschieht umso weniger leicht, als vor den schweren Jahren ein gewisser Wohnungsluxus sogar in breiten Kreisen erschwinglich gewesen ist. Und doch kann die Not sich als segensreich erweisen; das Leben spielt sich jetzt schon und künftig wohl noch mehr in der engsten Häuslichkeit ab. Wir waren zu sehr daran gewöhnt, die gegenseitigen Forderungen an Geselligkeit zu überspannen, und wo dies nicht ging, den Verkehr in öffentliche Lokale mit ihrem falschen Prunk zu verlegen. Das Familienleben krankte weitgehend an starker Veräußerlichung. Gestaltet sich das künftig anders, so wird sich der Segen dieser Beschränkung als heilsam erweisen, und wenn auch der Übergang von vielen schmerzlich empfunden werden mag, es muß überwunden werden. Und wer sich bald in die harte Lage zu finden sucht, dem bleiben Enttäuschungen erspart.

Gewiß ist es ein schwacher Trost, wenn man hören soll, daß sich die Menschen in früheren Zeiten genügsam und bescheiden einzurichten verstanden, und daß sie sich dabei doch fröhlich und glücklich fühlten. Und doch schadet es nicht, die Blicke einmal rückwärts zu richten, zu vernehmen, wie es einmal gewesen ist. Wer möchte heute glauben, daß es einmal eine Zeit gab, in der man beispielsweise Betten überhaupt nicht kannte? Und doch war es so. Sprachlich hat sich da und dort noch die Bezeichnung Bettkasten, Betttruhe oder Kasten, ja sogar Kiste für Bett erhalten. Noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert standen längs der Zimmerwände lange, breite, am Tage zum Sitzen dienende Truhen, in denen ein Unterbett, eine Decke und ein Kissen lag. Zur Nachtruhe breitete man diese Stücke auf der Truhe aus oder schlief

auch in der „Kiste", nachdem der Deckel aufgeklappt oder herabgeschlagen worden war. Welch ein langer Weg vom Stroh- oder Spreusack bis zur Stahlfedermatratze mit Roßhaarpolsterung! Wer möchte ohne weiteres glauben,

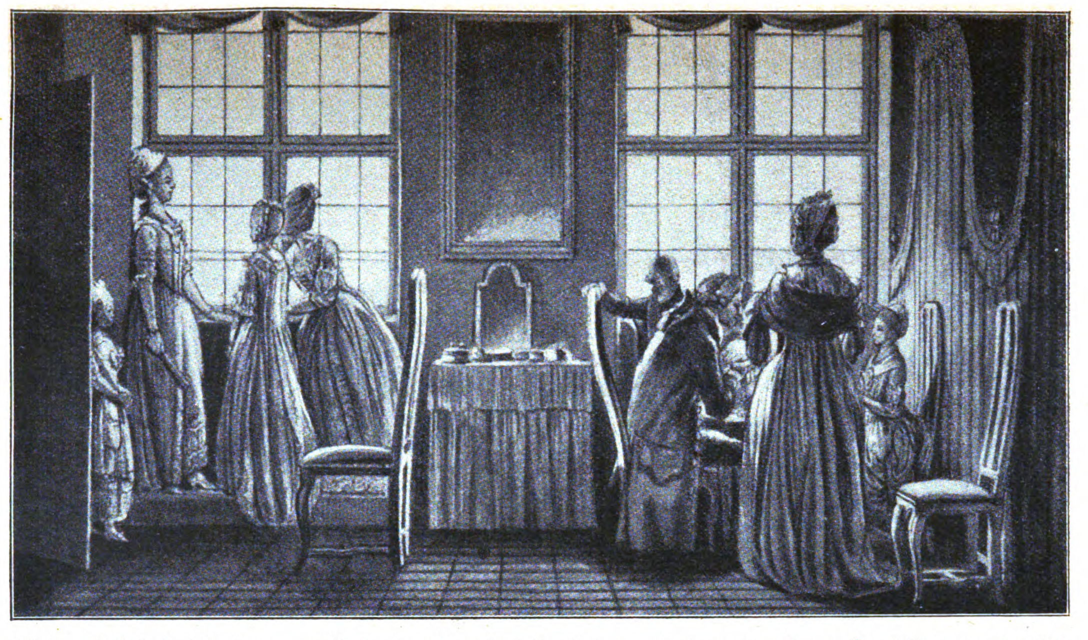


Bauernstube in Blankenese um 1800. Die eingebaute Bettnische wird durch Vorhänge abgeschlossen. Zu beachten ist der Klapptisch mit den eigenartig konstruierten Stützen.
(Aus dem Altonaer Museum.)

daß noch im siebzehnten, ja teilweise noch im darauffolgenden Jahrhundert sogar in Schlössern viele Leute in breiten, hochlehnigen Großvaterstühlen schliefen? Diese meist lederüberzogenen und gepolsterten Schlafmöbel waren so eingerichtet, daß man sie vom Sitz ab nach rückwärts umklappen konnte, wonach sie als eine Art Schlafsofa dienten. Ältere Leute verbrachten die Nacht sogar

halb liegend, halb sitzend in diesen Stühlen, die meist breit und bequem waren.

In früheren Zeiten gab es allerdings auch schon Betten, die eine Art Wohnung, ein „Schlafboudoir", im Zimmer für sich bildeten. In der Gotik, Renaissance und allen späteren Stilen gab es diese „Himmelbetten", kunstreiche Holzverschläge mit Baldachinen auf hohen, gedrehten und geschnitzten Säulen; zur Barock- und Rokokozeit erhielten sie reiche Stoffdekoration mit luxuriösem Federschmuck als krönendem Abschluß. Breit und massig standen diese Betten, oft mit Gardinen von allen Seiten umhüllt, im Raum. Das Bett war ein Luxusmöbel, ein Gegenstand des Prunkes; hübsch angekleidet empfing man, im Bett aufrecht sitzend, Gäste, die sich auf Stühlen davor gruppierten. Das Schlafzimmer galt als Salon. Wie alles Ungewohnte uns befremdend anmutet, so kann man sich heute kaum mehr vorstellen, daß es lange währte, bis man es unschicklich empfand, Gäste vor dem Bett zu empfangen, Tee oder Schokolade dabei zu trinken und zu plaudern. Und doch verlor sich dieser an Höfen herkömmliche Brauch erst seit der französischen Revolution. Wie immer, hatte man auch im Bürgertum diese Einrichtung übernommen. Die Himmelbetten kamen erst mit der allgemeinen Notlage aus der Mode; die dazu nötigen Stoffe, die in großen Mengen gebraucht wurden, kosteten Geld, das man sparen mußte. Wie so vieles Alte erhielten sich die Kasten- oder Himmelbetten bei den wohlhabenden Bauern. In friesischen Bauernstuben und auch anderwärts ist das Bett ein geräumiger, hoher, verschließbarer Verschlag, zu dem manchmal mehrere Stufen hinaufführen. Da man in Schlafzimmern früher nie heizte, begreift man, daß diese mit Vorhängen oder Holztüren abschließbaren Kastenbetten im Winter warm halten sollten.

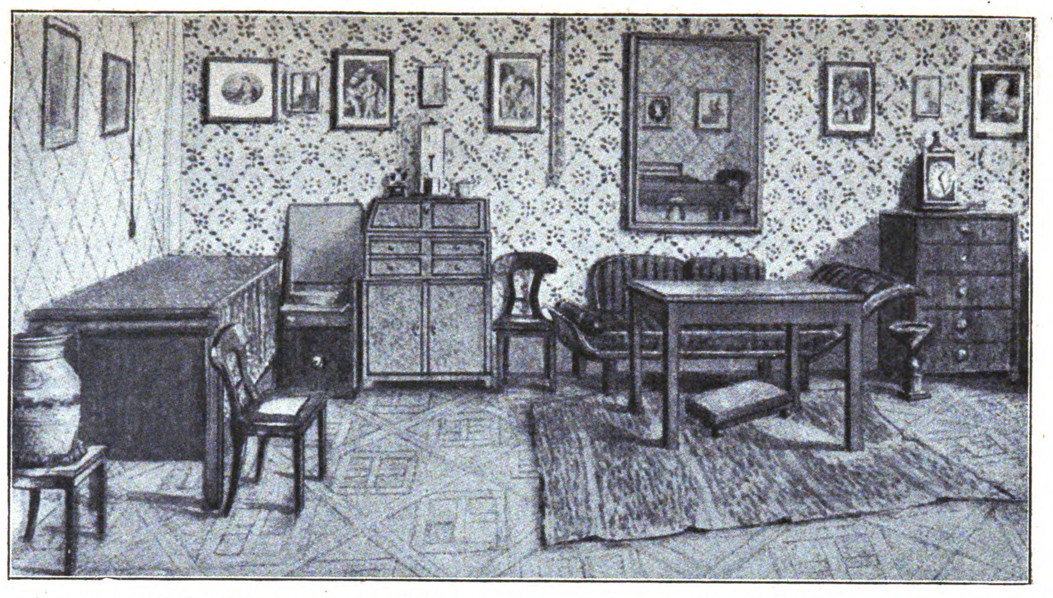


Abendgesellschaft bei einem wohlhabenden Danziger Kaufmann. In dem vornehmen Haus sitzt man vor den mit Vorhängen geschlossenen Betten. Man beachte den einfachen Toilettetisch.

Nach einer Zeichnung von Daniel Chodowiecki aus dem Jahre 1773.

Wenn wir es heute peinlich empfinden, ein Bett in einem Wohnraum stehen zu haben, so war das vor Jahrzehnten noch nicht überall der Fall. Im achtzehnten Jahrhundert aber fand man sogar bei wohlhabenden Leuten daran nichts Anstoßendes. Allerdings wirkten damals die meist der Langseite nach an den Wänden aufgestellten Betten mit dem darüber befindlichen kastenartig oder pyramidenförmig gestalteten Stoffhimmeln, als dekoratives Element im Raum. Man fand es schicklich, in Zimmern, in denen solche Betten standen, Gesellschaften zu geben. Erst als die umhüllenden Stoffe nicht mehr gebraucht wurden, änderte sich langsam die bis dahin bestehende Auffassung, und man suchte die im Wohnraum stehende Bettstelle am Tage möglichst zu verdecken, wie dies eine unserer aus dem Jahre 1820 stammende Abbildung erkennen läßt. Diese Art, das Bett durch Auflegen eines stoffbezogenen Brettes oder Rahmenwerkes kastenartig zu gestalten, findet sich heute noch da und dort in kleinen Landstädten.

Man muß nun nicht denken, daß man in früheren Zeiten, solange man die Betten in den Wohnräumen nicht als unschicklich empfand, etwa unhygienisch gelebt hätte. Tagsüber blieben die mit Stoffgardinen versehenen Himmelbetten meist offen, die Bettstücke legte man zum Lüften und Sonnen aus und brachte sie erst zur Abendzeit wieder zurück. Es gab auch Anordnungen, wobei die stoffumhüllten Betten oben völlig offen blieben, so daß sie genügend auslüften konnten, wenn die Vorhänge geschlossen blieben. Davon ausgehend, kam man neuerdings zu einer Art „Bettschrank". In diesem Falle wird das Bett der L ä n g e nach an die Wand gestellt. Die Schmalseiten am Kopf- und Fußende, sowie die vordere Längsseite, bestehen aus Holzverkleidungen, die oben und unten einen

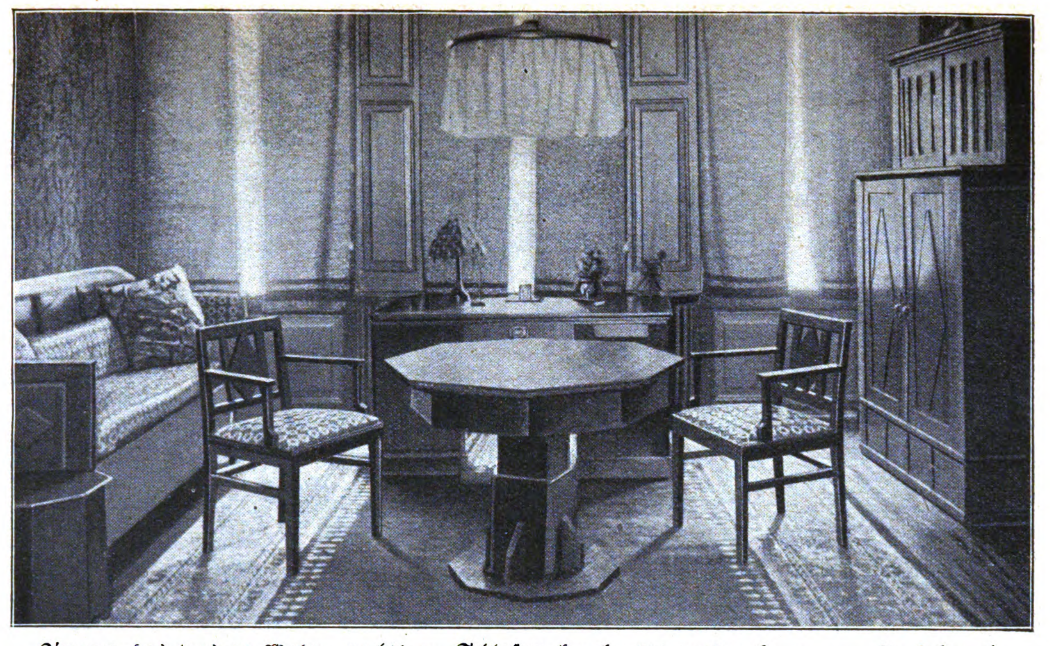


Bürgerliches Wohnzimmer der Biedermeierzeit mit einem brettbedeckten Bett und einem zuklappbaren Waschtisch. Nach einem Aquarell aus dem Jahre 1820.

Gesimsabschluß haben, wodurch eine kasten- oder schrankartige Umhüllung der dahinter verborgenen Bettlade entsteht. Die Längsseite hat zwei Türen, deren Flächen schrankartig geteilt sind. Fügt man in die oberen Teile Glasscheiben ein, hinter denen zum Schein Vorhänge aufgespannt sind, so macht bei entsprechender Höhe der Umbau, wenn die Türen geschlossen sind, den Eindruck eines Bücherschrankes. Während der Nacht bleiben die Türen offen, und da beim Fehlen einer Abschlußplatte auch während des Tages die Luft von oben her freien Zutritt findet, besteht kein wesentlicher hygienischer Einwand gegen diese „Maskierung" des Bettes. In Fällen, wo nur ein Zimmer bewohnt werden kann, in dem das Bett nicht gesehen werden soll, bietet dieser Umbau eine erwünschte Hilfe.

Vor Jahren zeigte man in der Dresdener Hygieneausstellung den aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Bibliothekraum eines Gelehrten. An den Wänden standen ringsum Bücherschränke, und niemand vermutete in diesem geschmackvoll ausgestatteten Raum ein verborgenes Bett. Und doch befand es sich in einem der Schränke, der völlig mit Büchern angefüllt schien. In höchst geschickter Weise waren in der Breite der übrigen Schränke vom Buchbinder angefertigte Scheinrücken auf einer Holzplatte angebracht. Klappte man diesen Teil auf, so kam, mit Gurten befestigt, ein Bett zum Vorschein. Seitlich angeordnete Stützen dienten als Füße.

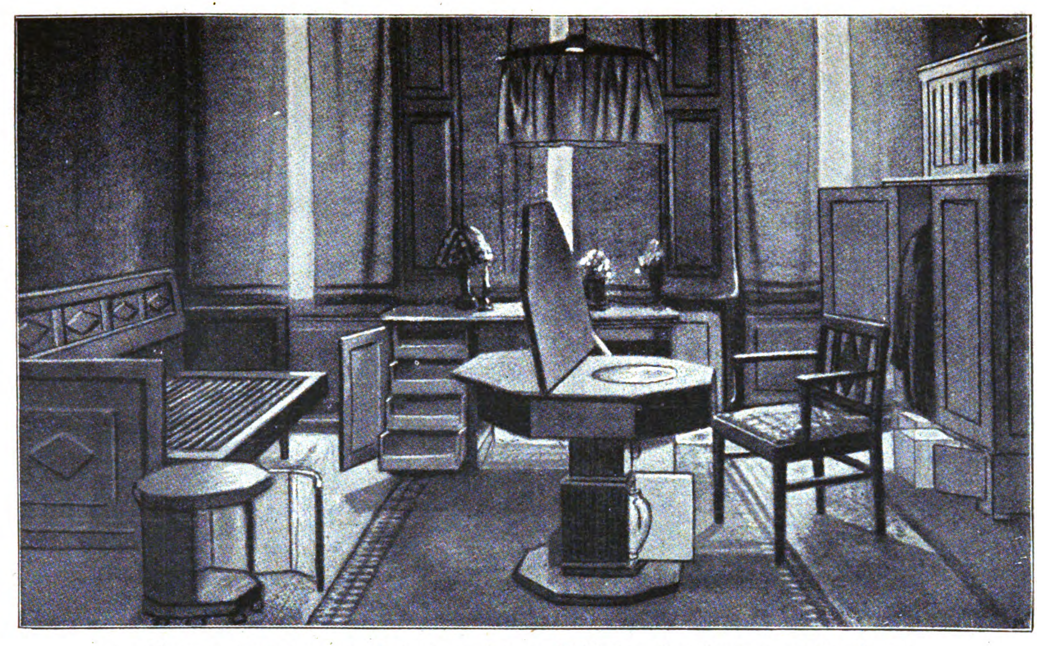
Raumsparende Einrichtungsgegenstände hat man auch vor 1914 hergestellt, darunter die wohl am meisten bekannten Kombinations- oder Verwandlungsmöbel, die großen gepolsterten Sofas mit oder ohne Rücklehnen und Stühle, die sich zu Betten umgestalten ließen. Nachdem sich im Geschmack Wandlungen vollzogen hatten



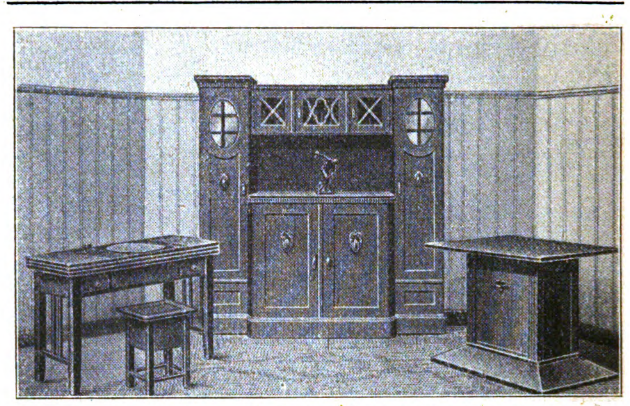
Zimmer, das tags zu Wohn-, nachts zu Schlafzwecken benützt werden kann: zum Taggebrauch.

und ein anderer Zimmertyp immer größeren Anklang fand, machte man von diesen Hilfsmitteln immer weniger Gebrauch.

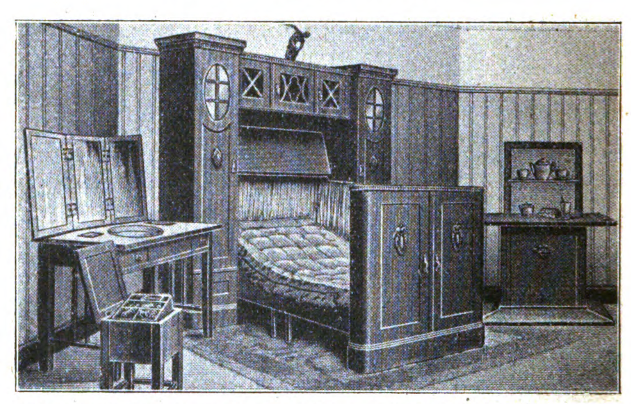
Deshalb ist man nun neuerdings dazu übergegangen, raumsparende Kombinationsmöbel herzustellen, die der durchschnittlich herkömmlichen Art der Zimmereinrichtungen angepaßt sind. So zeigt das „Schlafbüfett“ einer unserer Abbildungen einen leicht zu handhabenden Mechanismus, der es ermöglicht, das Büfett in ein Doppelbett zu verwandeln. Der untere Teil des Mittelstückes enthält die Matratze, das Keilkissen und alles zum Bett Gehörige. Die schmalen, hohen Seitenschränke sind zur Aufnahme von verschiedenem Hausrat: Tassen, Gläsern und Tellern geeignet, ebenso die drei kleineren Abteilungen, die mit Glastüren versehen sind. Ein weiteres Einrichtungstück dient je nach Bedarf sowohl als Näh- und Schreibtisch, wie auch als Wasch- und Frisiertoilette. Auch dieses Möbel ist im Gebrauch handlich und bequem; wenn es geschlossen ist, verrät es in keiner Weise seine verschiedenen Gebrauchsmöglichkeiten, aber im Inneren enthält es außer einer herausnehmbaren Waschschüssel noch Vertiefungen zum Ablegen von Seife, Zahnbürste, Kamm und dergleichen. Die aufgeklappte Platte weist einen dreiteiligen Spiegel auf. Der davorstehende Hocker mit aufklappbarem Deckel enthält einen herausnehmbaren Nähkasteneinsatz, unter dem auch die Flickarbeit noch Platz findet. In dem kastenartigen Unterbau des Tisches befindet sich ein versenkbares Servierschränkchen; es kann auf Wunsch auch eine Kochkiste oder ein Kocher darin untergebracht werden. Dieser Büfettumbau ist aber auch noch in anderer Weise eingerichtet zu haben, und zwar als Garderobeschrank für Herren und Damen mit Hut- und Schuhabteilungen, aber auch als Bücher- oder Wäsche-



Zimmer, das tags zu Wohn-, nachts zu Schlafzwecken benützt werden kann: Zum Nachtgebrauch vorbereitet.



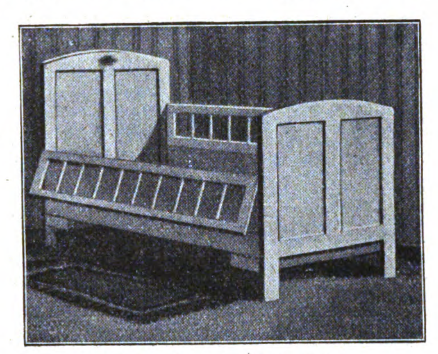
Moderne Raumnotmöbel: Schreibtisch mit Hocker, Büfett und Tisch, am Tage.



Moderne Raumnotmöbel: Frisier- und Waschtoilette, davor Nähkästchenschrank, Bett und Servierschrank, am Abend.

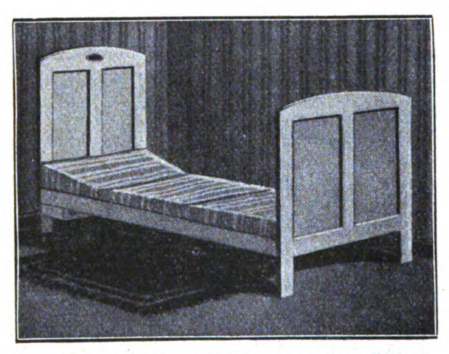
schrank. Auch ist ein Schlafbüfett in etwas veränderter Stilart zu haben. So werden auch sinnreich erdachte Kleinmöbel mit ausziehbarem Bett hergestellt, dar-

unter ein gut aussehender Schreibtisch, dessen mittlerer Teil das Bettgestell enthält. Ein Lehnstuhl oder Klubsessel, der mit Leder- oder mit Stoffbezug geliefert wird, kann mit einigen Handgriffen als Bett hergerichtet werden. Eigenartig konstruiert ist eine Kredenz, die sich gleichfalls rasch in ein Bett verwandeln läßt.—



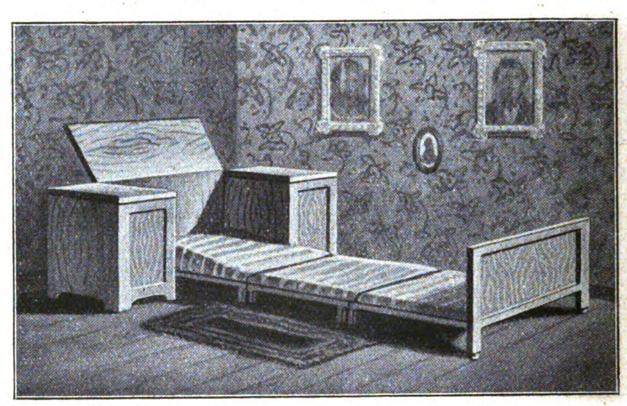
Weißlackiertes Kinderbett.

Zwei weitere unserer Abbildungen zeigen ein Zimmer mit sinnreich erdachten Raumnotmöbeln. Mit wenigen Handgriffen und in nur wenigen Minuten ist aus einem hübschen Wohnzimmer ein Schlafzimmer geworden, das alles enthält, dessen man zur Nachtzeit bedarf. Das mit Arm- und Rücklehnen versehene Sofa wird zum Bett, indem man das Sitzpolster her-

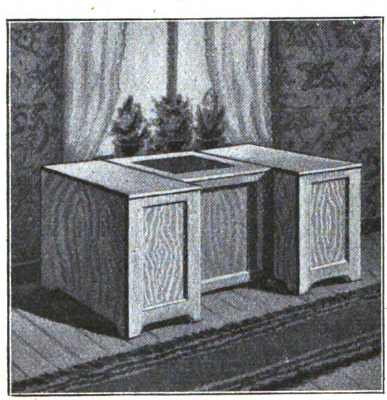


Dasselbe Bett, durch Einschalten eines Mittelstückes für Erwachsene verlängert. Es ist in verschiedenen Holzarten, aber auch in Metallausführung zu haben.

ausnimmt, die Unterlage verändert und Bettuch und Decke, die sich in einem Kasten befinden, der in den Sitz



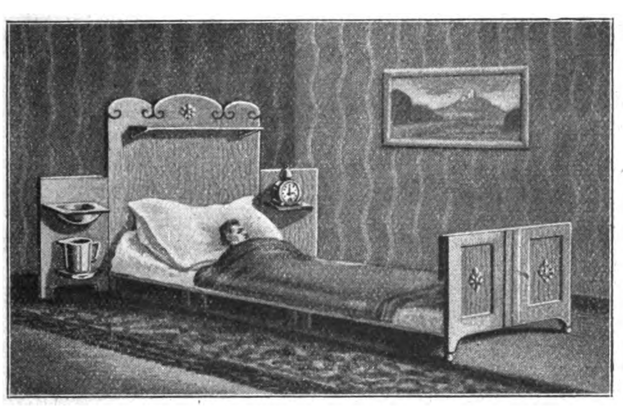
Schreibtisch mit ausziehbarem Bett für die Nacht hergerichtet.



Der gleiche Schreibtisch mit nach innen zusammengeklapptem Bett, am Tage.

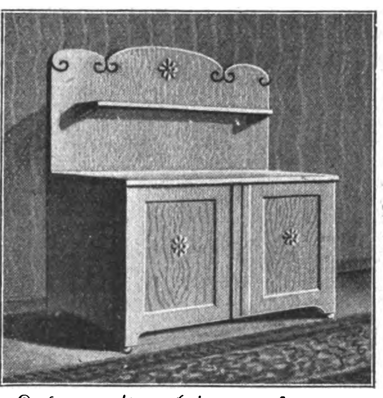
des Sofas eingebaut ist, darüber legt. Die Seitenpolster dienen im Bett als Kissen. Der in der Mitte des Zimmers stehende Tisch birgt in seinem Innern, sowohl unter der aufklappbaren Platte, wie auch in dem hohlen Fuß, den man aufschließen kann, das notwendige Waschgerät. Auch der Hocker links auf dem Bilde ist ein praktisches Schlafzimmermöbel. Der Schreibtisch

ist zur Hälfte eine Kommode, und der Bücherkasten zur Hälfte ein Kleiderkasten. — Die Verwendung eines Ruhe-



Kredenz mit ausziehbarem Bett für die Nacht hergerichtet.

sofas zum Schlafen liegt ja doch nahe genug, und so zeigt denn auch die Form älterer Möbel dieser Art, daß sie sich als Ruhebett trefflich eigneten. Das Sofa unserer Abbildung des Biedermeierzimmers von 1820 war lang und breit genug und bot bei

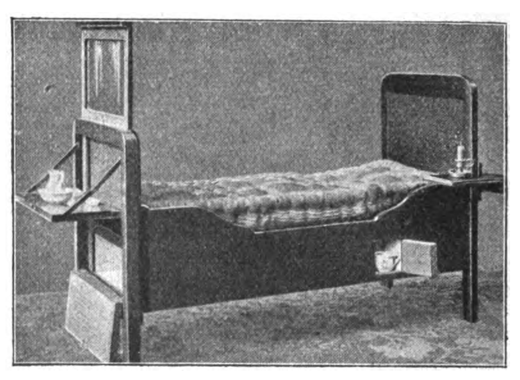


Kredenz mit nach innen zusammengeklapptem Bett, am Tage.

der eigenartig ausladenden Form die Möglichkeit, ein Kopfkissen ohne Keilpolster aufzulegen. Leider sind unsere

Sofas seit Jahrzehnten höchst bedenkliche Marterwerkzeuge geworden, die weder zum Sitzen noch zum Liegen geeignet sind. Hier kann noch manche Änderung stattfinden.

Beachtenswert ist der Tisch aus der um 1800 bewohnten Stube aus Blankenese. Klappen sind zur Verlängerung daran angebracht, die auf eigenartigen Stützen ruhen. Derartige Tische waren einst sehr beliebt und weniger teuer



Raumsparendes Bett mit Fächern und Klappen.

als die heute hergestellten Möbel mit ausziehbaren Platten. Klappen, die sich in mannigfacher Weise an kleinen Tischen, Fensterbrettern oder an der Wand davor anbringen lassen, könnten oft der Raumnot abhelfen. Man erinnere sich der Klapptische an den Fenstern der Eisenbahnwagen und in den Wagen der Speiseabteile.

In jeder zahlreichen Familie ist es eine große Sorge, wenn für heranwachsende Kinder Bettstellen angeschafft werden sollen. In solchen Fällen erweist sich das neue „Reform"-Kinderbett als empfehlenswert. Zunächst dient es mit eingehängten Seitenwänden als Gitterbett für

die Kleinsten. Wachsen diese heran, dann kann man es nach Herausheben der eingehakten Seitenteile leicht um zwanzig Zentimeter verlängern. Sind die Kinder völlig erwachsen, oder soll dieses Bett auch rasch einmal einen Gast aufnehmen, dann braucht nur die zweite Verlängerung eingeschaltet zu werden, um das Bett für diesen Zweck verwenden zu können.

Diese Übersicht läßt erkennen, daß es heute verschiedene Möglichkeiten gibt, beim Ankauf von Möbeln zu sparen und sich in beschränkten Räumen, ja sogar in einem Zimmer doch so einzurichten, daß eine gewisse Behaglichkeit nicht entbehrt zu werden braucht. Not macht erfinderisch. Das hat sich zu allen Zeiten als wahres Wort erwiesen. Sollen die schweren Zeiten glücklich überwunden werden, dann müssen wir lernen, uns zu bescheiden. Und der äußerlich auferlegte Zwang könnte sich dann auch unserem inneren Leben als heilsam erweisen.

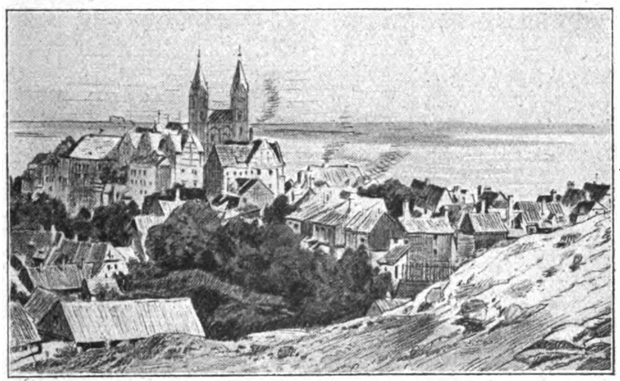
Zur Jahrtausendfeier Quedlinburgs und Goslars

Von Dr. Tobias Morhart / Mit 9 Bildern

Was wir in diesen schweren Zeiten nicht verlieren dürfen, ist die Liebe zur Heimat, denn aus ihr wächst die Liebe zum hartgeprüften Vaterlande. Was uns not tut, ist Vertrauen in die Zukunft, mag sie uns auch noch so trüb und hoffnungslos erscheinen. Wir müssen daran glauben, daß ein großes Volk nicht untergehen kann. Verbringen wir aber unsere Tage weiter in gegenseitiger Ungerechtigkeit, Haß und Feindschaft, dann kann sich unser Volk allerdings nur mühsam wieder erheben. Was Maxim Gorki kürzlich den verzweifelten Menschen in Rußland zurief, sollten auch wir beherzigen; wir dürften nicht mehr wütende Streitigkeiten darüber erheben, wer am Leide Deutschlands schuld ist. Darüber soll man gar nicht streiten: alle sind schuld!

Trotz großer Not, in der wir jetzt leben, scheint es aber doch, daß wir die schwarzseherische Stimmung der trüben Propheten des Unterganges nicht mehr teilen. Und daran tun wir gut, denn es ist mehr als eine leere Verheißung, daß nur der nicht untergeht, der sich nicht selber verloren gibt. Das Leid, unter dem wir seufzen, wird zwar nicht sofort schwinden, wenn wir uns einmal klar darüber werden, daß zu allen Zeiten viel Kummer und Nöte, leibliche und seelische, in der Welt gewesen sind. Und doch kann uns die Vergangenheit tausendfältig darüber belehren, daß es nach der größten Trübsal immer wieder aufwärts gegangen ist. Zeiten der schier unerträglich ge-

wordenen Drangsal, des unaufhörlichen Haders und zerrüttenden Zwiespaltes folgten doch immer wieder Jahrzehnte des friedlichen und ruhigen Lebens. Kaum eine Landschaft in Deutschland gab es, die während des dreißigjährigen Elends nicht fast am Rande des Abgrunds gestanden wäre. Große Teile des Volkes waren so heruntergekommen, verwildert und verzweifelt, daß ein Aufstieg gar nicht mehr möglich schien. Wer möchte glauben, daß es in jenem grauenerfüllten Jahrhundert

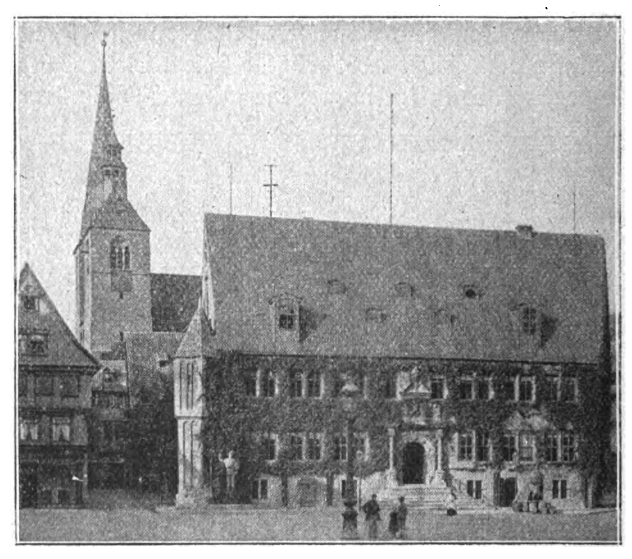


Schloß in Quedlinburg mit dem Dom.

so weit gekommen war, daß Menschen einander auffraßen. Und doch ist das geschehen, und zwar nicht nur in einzelnen Fällen. In dem entvölkerten Land regten sich aber schon während der Jahrzehnte der schwersten Not allerorten neue Kräfte, und Menschen wuchsen heran, die einer besseren Zukunft die Wege bereiteten. Und es ging damals wie heute, man glaubte nicht mehr an Besserung. In alten Schriften liest man dieselben Klagen, wie sie auch jetzt im Schwange sind, und man sah nicht, daß die Wandlung der Seelen sich vollzogen hatte, die rein

und stark genug waren, eine fast zertrümmerte, aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken.

Ein großes Volk ist zusammengesetzt aus Millionen einzelner menschlicher Geschöpfe, die einander durchaus nicht in allem Tun und Streben ähnlich sind; so stark

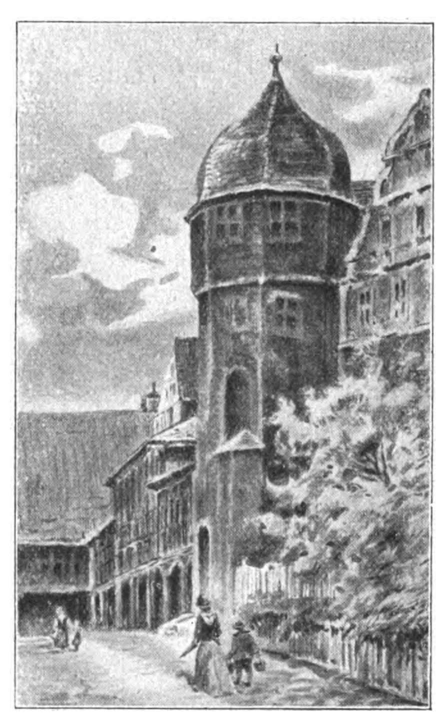


Das Rathaus in Quedlinburg.

auch oft der Schein erweckt wird, als wären alle vom gleichen Geiste besessen, in Wahrheit ist es doch nicht so. Es gab und gibt immer „Stille im Lande"; und diese, nicht die im grellen Licht des Tages stehenden Menschen, nach deren Treiben man urteilt, sind es gewesen, von denen die Erneuerung ausging, wenn ihre Zeit gekommen war.

Im Leben der Völker zählen Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht mehr als Sekunden und Minuten, und

tausend Jahre sind nur wie ein Tag. Für die Sorgen und Nöte des einzelnen klingt das zwar nicht besonders tröstlich, und die Ungeduld der an der Stunde leidenden Menschen ist so ungebärdig, daß sie am liebsten alles zerschlagen möchten, was nicht nach ihrem Sinne ist. Und doch wirken sich im Dasein von Völkern andere Gesetze aus, und darin beruht die Möglichkeit der langsam und stetig heranwachsenden Macht, die erst allmählich den Ausgleich zustande bringt.



Eingang zum Schloß in Quedlinburg.

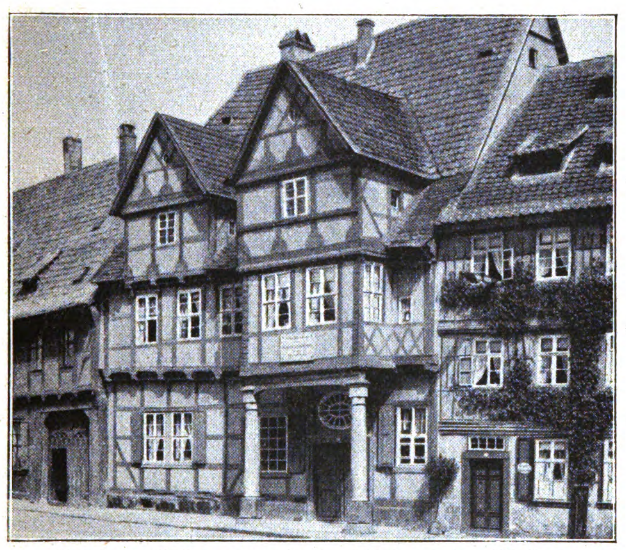
In unserem Vaterlande gibt es nicht viele Städte, die ein urkundlich sicher bezeugtes Alter von tausend Jahren haben, und die wenigen unter diesen stehen ihrer Einwohnerzahl und augenblicklichen Bedeutung nach nicht im Range von Weltstädten. Im Wandel der Geschichte schienen sie aber einst berufen, eine große Rolle zu spielen, und wenn man das Leben nicht nach der Elle mißt, sind

ihre Schicksale so bedeutsam als lehrreich. Quedlinburg feierte sein tausendjähriges Bestehen am 22. und 23. April dieses Jahres, und Goslar wird diesen Gedenktag am 2. Juli festlich begehen. Die beiden vorharzischen Städte haben eine große Vergangenheit, und nach dem gegenwärtigen Stand zu schließen, blüht ihnen auch eine Zukunft.

In Quedlinburg zeigt man heute noch den „Finkenherd", einen kleinen, von Häusern umzogenen Platz, wo Herzog Heinrich, im Walde am Vogelherd sitzend, von den Gesandten überrascht, die Krone empfing. Zur Zeit Kaiser Heinrichs I. war es ein schweres Beginnen, die Einigung der einander befehdenden deutschen Stämme anzubahnen; und das war nötig, denn sonst mußten sie den immer wieder andringenden Feinden erliegen. Die im Gelände vereinzelt wohnenden Sachsen sollten im Notfall in befestigten Burgen Schutz finden. Städte sind keine Zufallsgründungen, sie mußten aus vielen Gründen entstehen und nicht zuletzt deshalb, um hinter Mauern Sicherheit vor den unaufhörlichen Überfällen feindlicher Völker, den damals immer wieder anstürmenden Slawen und Magyaren, zu finden. Die Bauten Heinrichs I. waren die Anfänge deutschen Städtewesens. Um die Burgen herum wurden Häuser errichtet, und vom Heere mußte jeder neunte Mann dort wohnen; andere bestellten die Felder, und man stapelte Vorräte auf, die in unruhigen Zeiten den Schutzsuchenden das Leben ermöglichten.

In dem Kranze altertümlicher Städte, die den Fuß der in blauem Dämmer liegenden Harzberge umgeben, nahm das von Heinrich besonders geliebte Quedlinburg nicht die letzte Stelle ein. In diese Stadt kam eines Tages Boleslaw von Polen, der sich nach langen Kämpfen unterwarf; es muß ein erstaunliches Ereignis gewesen sein, denn er brachte einen Elefanten und Kamele mit.

In der Schloßkirche, die sich auf dem Sandsteinfelsen über der Stadt erhebt, befinden sich wertvolle Denkmäler mittelalterlicher Kunst; über dem Grabe Heinrichs I., der Krypta, war vor neunhundert Jahren ein romanischer Bau, der zweitürmige Dom, errichtet worden. Das von



Klopstocks Geburtshaus in Quedlinburg, jetzt Museum.

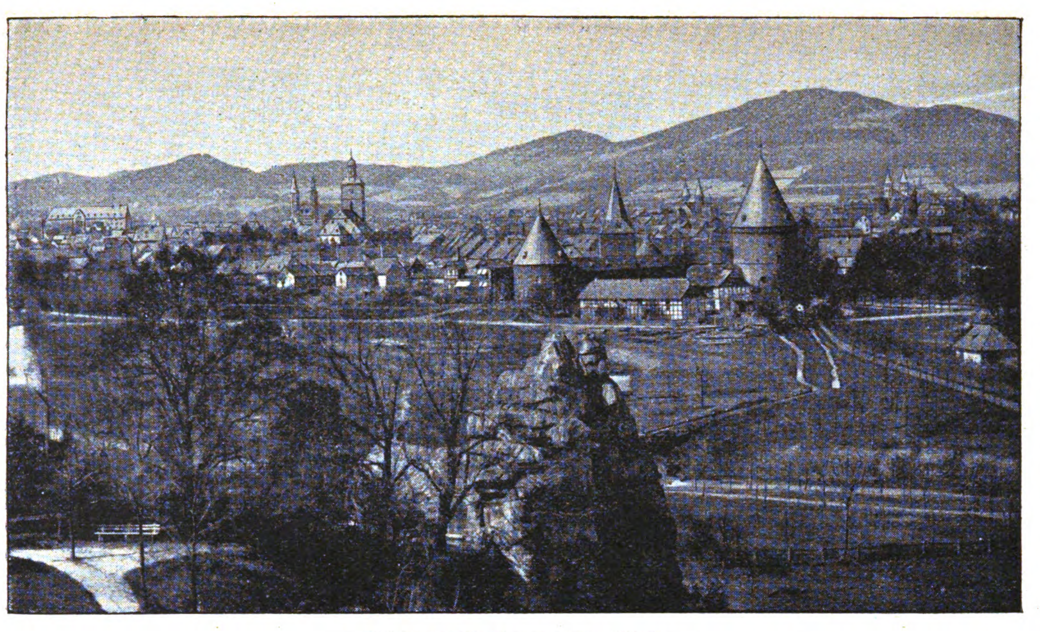
Heinrichs I. Gattin, Mathilde, gegründete Frauenstift, die Abtei von Quedlinburg, erlangte geschichtliche Berühmtheit. Und wie überall in den alten Städten des Harzes leben in Sagen und Legenden alte Erinnerungen weiter.

Einst gehörte Quedlinburg zu dem mächtigen Bund der Hansestädte, die sich zur Erhaltung von Recht und Ordnung zusammengeschlossen hatten. Das erstarkte Bürgertum wehrte sich tapfer gegen alle Friedenstörer. Am

7. Juli 1337 wurde der Graf Albrecht von Regenstein gefangen in die Stadt gebracht, wo ihm ein gerechtes Urteil gesprochen wurde. Wie es später den Wiedertäufern in Münster geschah, so mußte auch der Regensteiner in einem hölzernen Käfig unter dem Rathausdach schmachten. Und ein Sohn der Stadt, der Dichter Julius Wolff, hat diese Vorgänge in seinem „Raubgrafen" lebendig geschildert.

Und wer hätte nicht den Namen der „schönen Aurora", Gräfin von Königsmark, gehört, der Geliebten Augusts des Starken, die seit 1701 im Quedlinburger Frauenstift lebte? Auch die Schwester Friedrichs des Großen, Anna Amalia, bekannt durch ihre Beziehungen zu dem höchst zweifelhaften Abenteurer Freiherrn von der Trenck, verbrachte ihre Tage im Stift. Dort lebte auch die erste Frau, die 1754 in Deutschland den medizinischen Doktorgrad errang. Frau Erxleben war in Quedlinburg geboren, das auch die Vaterstadt des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock und des Geographen Karl Ritter gewesen ist.

Zur Zeit der Hanse hatte die Stadt ihre größte Blüte erlebt. Schwere Drangsale erlitt sie während des Dreißigjährigen Krieges. Am 10. Mai 1803 verlor Quedlinburg seine unmittelbare Reichstandschaft; die Zeiten ehemaligen Glanzes und politischer Bedeutung waren längst dahin. Es sollten aber noch härtere Prüfungen kommen. Deutschlands Erniedrigung unter der Herrschaft Frankreichs und Napoleons I. ging auch an der einstigen freien Reichstadt nicht vorüber. Im Jahre 1807 wurde nach dem Tilsiter Schmachfrieden Quedlinburg dem französischen Königreich Westfalen eingereiht. Jerome, der 1784 in Ajaccio geborene Bruder Napoleons, der sich als „König Lustick" in Deutschland gute Tage machte, verbrauchte auch die Einkünfte Quedlinburgs und besonders

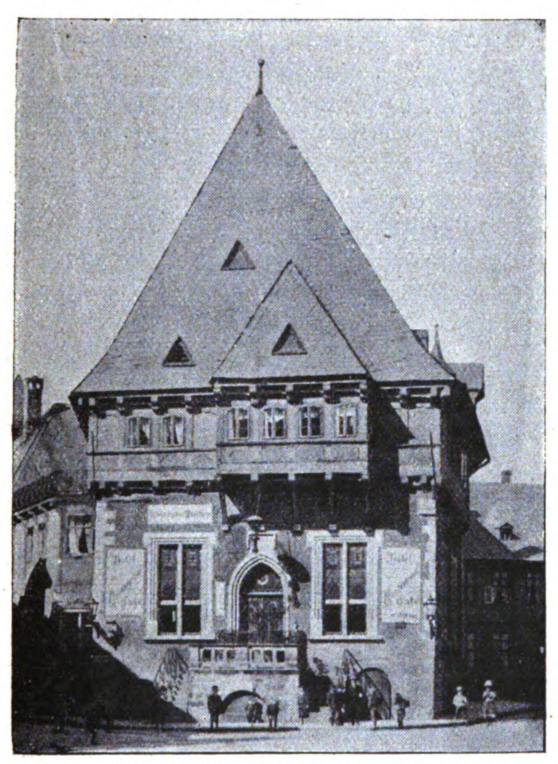


Blick auf Goslar von der Klus.

des Frauenstiftes. Woher das Geld kam, war diesem von Bruders Gnaden zum König erhobenen gekrönten Abenteurer von jeher gleichgültig gewesen. Der landfremde Patron kümmerte sich zu keiner Stunde um Wohl und Wehe des Landes. Maßlosem Genuß ergeben, verpraßte der Ausschweifende die rücksichtslos geforderten Summen in kurzer Zeit. Und da auch Napoleon fortgesetzte Forderungen stellte, geriet der Finanzzustand des neuen französischen Königreiches rasch in trostlosen Verfall. Vor der Völkerschlacht bei Leipzig war „König Lustick“ durch Tschernyschews Kosaken aus seiner Residenz in Kassel vertrieben worden. Es gelang ihm aber, noch einmal zurückzukehren, den Kronschatz an sich zu bringen und nach Paris zu entkommen. Nachdem die Franzosenherrschaft zusammengebrochen war, kam das verarmte Quedlinburg 1815 wieder an Preußen. Die einst so bedeutende Stadt war verelendet und zum kleinen Landstädtchen herabgesunken. Langsam und schwer ringend arbeiteten sich die Quedlinburger wieder empor, und im neuen Reiche, das nun nach siebenundvierzig Jahren wieder zertrümmert worden ist, gelangte die Stadt wieder zu Wohlstand und Bedeutung. Es ist die erste deutsche Blumenstadt, die sich zur schönen Jahreszeit wie eine Insel aus einem weiten Blütenmeer erhebt. Zahllose Bienenvölker befruchten die Blumen, die um der Samen willen gezüchtet werden. Vor dem Kriege umfaßte der von der Firma Gebr. Dippe A.-G. angebaute Boden achtzehntausend Morgen. Berühmt ist der hochgezüchtete Same der Quedlinburger Zuckerrüben. Die Lage der Stadt ist bei einer Jahresdurchschnittstemperatur von neun Grad zur Samenzucht vortrefflich geeignet; schwerste und leichteste Sandböden werden von der wasserreichen wilden Bode durchströmt. Zur Blütezeit weht der Wind

berauschende Düfte durch Gassen und Gäßchen der alten turmreichen Stadt im Vorharz.

Augenblicklich ist aber auch dieses Blumenparadies von



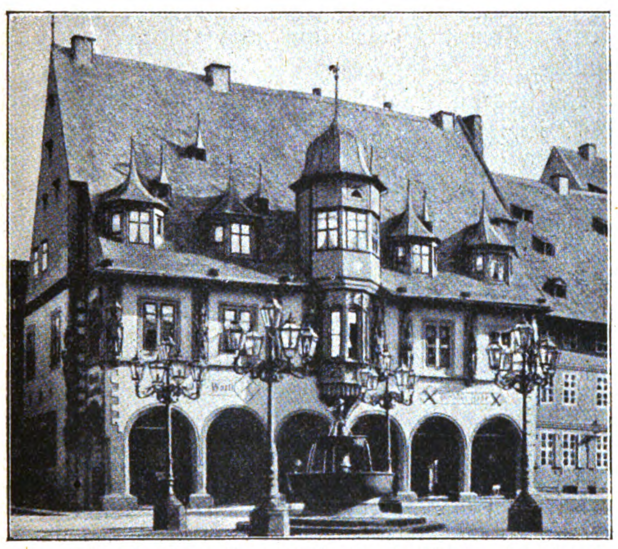
Das „Bäckergildehaus" in Goslar.

Wolken überschattet, die in unserer Zeit das Vaterland noch verdüstern. Im Jahre 1919 haben Einbrecher die Schloßkirche heimgesucht, und es gelang ihnen, Geräte aus der Kirche und der Sakristei zu rauben. Beinahe

wären sie auch in die Schatzkammer eingedrungen, die dann vermauert worden ist. Zur weiteren Sicherung der unbezahlbaren Werte werden nun alle Hilfsmittel der modernen Technik aufgeboten. Fraglich ist es, ob die Kunstwerke dem allgemeinen Besuch wieder zugänglich gemacht werden. Quedlinburg ist aus so vielen Drangsalen, die es im Laufe der vergangenen Jahrhunderte erlitt, immer wieder aufrecht hervorgegangen, und so wird es auch die ihm jetzt auferlegten überwinden. Die Tausendjahrfeier seines geschichtlichen Bestehens war ein erster befreiender Atemzug.

Auch die ehemals mächtige freie Reichstadt Goslar gehört zu den ältesten Ansiedlungen Niedersachsens. Sie ist schon im Jahre 922 aus der Verschmelzung der drei Orte Bergdorf, Bardeleben und Sütburg entstanden, in deren Nähe Werla, die Kaiserpfalz Heinrichs I., erbaut war. Der Name Goslar scheint gebildet aus der Bezeichnung des Flüßchens Gose, an dem die Stadt liegt, und dem alten Wort „Lar" = Lager, Niederlassung. Im Jahre 968 war der Erzreichtum des benachbarten Rammelsberges entdeckt und erschlossen worden. Aus der Zeit Heinrichs I. sind allerdings nur karge Reste an Bauten erhalten geblieben; da aber sein Nachfolger Heinrich II. und spätere Kaiser und Könige mit Vorliebe dort lebten, erhielt die Stadt weitere Denkmale ihrer Bautätigkeit und Vorrechte. Berühmt ist die Goslarer Kaiserpfalz, der Dom sowie viele Kirchen. Wenn in Goslar, verglichen mit anderen alten Städten, kein völlig unangetastetes Stück Mittelalter erhalten geblieben ist, so besitzt es doch noch zahlreiche hochragende Überreste aus vergangenen Zeiten. Seit 1290 war Goslar „freie Reichstadt"; ihr im vierzehnten Jahrhundert entstandenes Rechtsbuch fand in vielen Harzstädten Eingang. Seit Beginn des sech-

zehnten Jahrhunderts hatte sich die Stadt zum Höhepunkt ihrer Blüte und Machtentwicklung erhoben. Handel und Industrie gediehen und ebenso der seit 1470 neueröffnete Bergbau, nachdem dieser „Segen" 1347 durch Einsturz des Bergwerkes aufgehört hatte. Forst und



Das Gildenhaus der Gewandschneider in Goslar, jetzt Hotel.

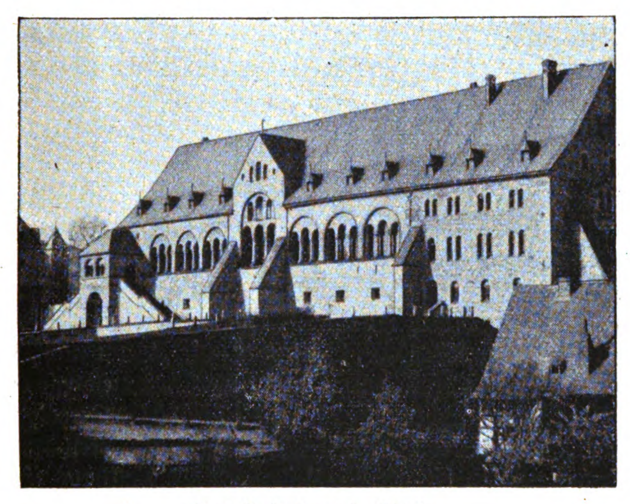
Fischerei warfen hohe Erträge ab, und der Wohlstand der Einwohner mehrte sich zusehends. Zu Beginn der früh eingeführten Reformation zählte die Stadt zwanzigtausend Menschen in ihren wohlgebauten Mauern, die man in früher Zeit gegen die Einfälle der Magyaren errichtet hatte. Um 1520 waren neunzehn Gruben und sechsundzwanzig Hüttenwerke im Betrieb. Im Jahre 1536 schloß sich die Stadt dem Schmalkaldischen Bunde an, der ihr 1545 in einer Fehde mit Herzog Heinrich dem

Jüngeren von Braunschweig tapfer beistand und den Sieg erringen half. Inzwischen war fünf Jahre vorher „wegen Landfriedensbruches" die Reichsacht über Goslar ausgesprochen, was, zusammen mit der Niederlage der Protestanten bei Mühlberg an der Elbe, die Stadt zu dem verhängnisvollen Vertrag von 1552 nötigte, durch den die Freiheit Goslars auf „ewige Zeiten" ein Ende fand.

Im folgenden Jahrhundert legten die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges den Handel völlig lahm und vernichteten dadurch die einzige Erwerbsquelle, die den Bewohnern, nach Verlust der Gruben und Hütten, noch übriggeblieben war. Die Pest wütete in der geschlagenen Stadt, die, von den Schweden aufs härteste gebrandschatzt, nach Abschluß des 1648 erfolgten Friedens vor einer Schuldenlast von zweieinhalb Millionen Taler stand, für den Geldwert jener Zeit eine ungeheure Summe. So entwertet war das Goslarer Geld, daß acht heimische Taler auf einen Reichstaler gingen. Es war die verruchte, trostlose, entsetzliche „Kipper- und Wipperzeit". Und trotz dieser furchtbaren Zerrüttung und trostlosen Verelendung arbeiteten sich die Goslarer, unter härtester Fron ihrer Gläubiger stehend, mühsam aber zäh wieder empor, so daß die so übel angesehene Stadt bereits 1685, also nach kaum vierzig Jahren, die Beachtung des Großen Kurfürsten von Brandenburg erregte. Seit 1700 erhob sich zwischen Brandenburg, Hannover und Braunschweig ein Streit um die Stadt.

Aber noch war das Elend nicht zu Ende. Kaum hatte sich die entkräftete Bürgerschaft erholt, da brach 1728 im Stephaniviertel eine furchtbare Feuersbrunst aus, wobei die größere Hälfte der Stadt und eine schöne Kirche in Schutt und Asche sank. Mit 1757 begann die schlimme

Franzosenzeit. 1780 verlor Goslar abermals zweihundertvierundvierzig Gebäude durch einen verheerenden Brand, der vom Breiten Tor bis zum Markt und Schuhhof wütete; die an den Bettelstab gebrachte Einwohnerschaft sank auf fünftausend Seelen herab. Seit Beginn der Reformation waren drei Viertel der Bevölkerung nicht



Das Kaiserhaus in Goslar.

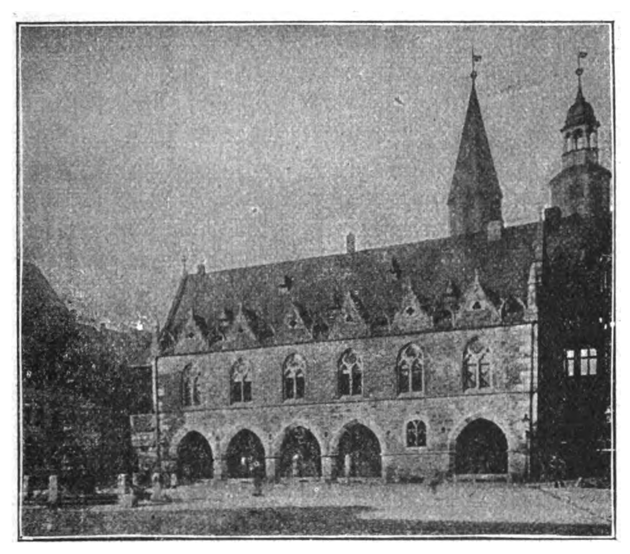
mehr vorhanden und der Rest durch die Franzosendrangsalszeit verelendet und an den Rand des Unterganges gebracht. Die Stadt stand vor dem Bankrott. Nach dem Luneviller Frieden war Goslar Preußen zugesprochen worden. Zur Zeit der Fremdherrschaft (1807—1813) gehörte sie zum französischen Königreich Westfalen. Auf dem Wiener Kongreß (1816) dem neugebildeten Königreich Hannover zugewiesen, kam sie erst 1866 wieder an Preußen zurück.

Dem Eisenbahnverkehr mehr erschlossen als das im

Harzwinkel gelegene Quedlinburg, erholte sich in zäher Arbeit und Fleiß, und nicht zuletzt durch Fremdenbesuch bereichert, die Stadt so ständig, daß im Jahre 1910 die einstige Zahl von zwanzigtausend Einwohnern wieder erreicht war. Um diese Zeit besuchten im Laufe eines Jahres etwa fünfzigtausend Fremde die nach so viel Jammer und Elend wieder aufgeblühte Stadt. Wer die herrlichen Harzgegenden mit ihrer eigenartigen Schönheit des Gebirges, dem Wechsel von Sanftem, Lieblichem und Wildromantischem besucht, wird an Goslar nicht vorübergehen, das heute zu den bedeutendsten Städten des ganzen Gebietes gehört. Wenn 1819 der Goslarer Dom wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte und bald darauf auch die Stadttore folgten, so ist das durch die Armut des Gemeinwesens erklärbar, ganz abgesehen davon, daß man in jener Zeit den Wert geschichtlich bedeutsamer Bauwerke nicht zu schätzen verstand. So war das 1525 errichtete prächtige Bauwerk, das sogenannte „Brusttuch", so verwahrlost, zerfallen und heruntergekommen, daß es, beim Mangel anderer Gebäude, die für diesen Zweck geeignet gewesen wären, den Stadtarmen zur Wohnung dienen mußte. In neuerer Zeit ist es als Gasthaus eingerichtet worden, das als Sehenswürdigkeit gelten darf.

In Briefen von Reisenden aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts findet man Goslar meist als trostlose, wenig erfreuliche Stadt erwähnt. Man fühlte sich erleichtert, sie hinter sich zu haben. Die Zeugen der ausgestandenen Elendszeiten riefen in ihrer Ruinenhaftigkeit eine trübe Stimmung hervor und forderten den Spott des herzlosen Heinrich Heine heraus. Und doch kam Goslar, das an den Rand der Verzweiflung gebrachte bankrotte Gemeinwesen durch Fleiß und Tüchtigkeit wieder zu Ehren und Ansehen. Die Freiheit war der Stadt für

„ewige Zeiten" genommen worden. Diese „Ewigkeit" ist längst vorbei. Daraus ist für unsere Zukunft Wertvolles zu ersehen. Der Haß unserer Feinde wird ebensowenig „ewig" währen als die Unfreiheit Goslars. Noch mehr aber predigen die Schicksale der beiden tausendjährigen



Marktplatz in Goslar, Rathaus.

Städte. Wo Bruderzwist und Uneinigkeit heimisch waren, haben von jeher nur die Feinde Vorteil daraus gezogen. Auch jetzt haben wir wieder einmal Anlaß, darüber ernstlich nachzudenken und das wahre Wort zu bedenken: „Unfriede zerstört, Friede ernährt." Wer die Heimat nicht liebt, dem wird auch des Vaterlandes Schicksal das Herz nicht bewegen. Und doch ist unser aller Leben an das Geschick des Vaterlandes gebunden.

Schipperke

Erzählung von S. Barinkay

Ein paar Kilometer, ehe die Niers über die niederländische Grenze tritt, um sich drüben eiligst in das breite, behagliche Bett der Maas zu stürzen, lag Peter Forbeks Gärtnerei. Längs des Flusses hin breitete sie sich aus und gediehen Gemüse, Früchte und Blumen gar wohl.

Allmorgens fuhr er mit dem beladenen Boot querüber auf den Markt der jenseitigen Stadt Goch. So hatte sein Großvater getan, auch sein Vater, aber ihm fehlte der Sohn, der ihm darin hätte folgen können. Darum wollte er, daß seine einzige Tochter Gritt einen Gärtnersmann heiratete.

Ehe es so weit war, starb Peter, und die schlanke, kräftige Deern mit den kornhellen Zöpfen und den blauen Augen erbte Haus und Garten. Sie wirtschaftete, nur halb der Sache kundig, schlecht und recht dahin und hielt übers Jahr Hochzeit mit einem Gärtnerburschen, der bei ihr arbeitete. Es war also nach des Verstorbenen Wunsch eingetroffen, wenn auch nicht ganz so, wie er's gemeint haben dürfte, denn Ole Boomer war arm. Doch besaß er nicht nur braune, liebreiche Augen und die schmucke Gestalt, darein sich Gritt verliebt hatte, er war auch tüchtig, fleißig und sonst ein braver Mensch. Somit hätte Peter Forbek sicher doch nichts Ernstliches gegen ihn einzuwenden gehabt und sich bestimmt über das Glück seiner nicht ganz ohne Schwäche erzogenen Einzigen gefreut.

Gritt und Ole hielten himmelsselige Zärtelwochen. Dazu war Mai, und wenn sie auch tagsüber emsig arbeiteten

und sich jetzt mit einem Blick und dann einem Kuß begnügen mußten, des Abends flogen sie einander in die Arme. Da dufteten die Blumen des Gartens zum Fenster herein, die Niers rauschte sanft und in den blühenden Fliederbüschen sangen Nachtigallen. Sie lebten wie fröhliche Kinder, sogen das Duften ein, lauschten den Vogelliedern, dem Wasserraunen, sahen in den Sternenhimmel und die weiche Helle der Mainacht und sagten sich dabei immer wieder: „Oh, wie sind wir glücklich!"

Jeden Morgen fuhren sie mit dem beladenen Kahn zum Verkauf. Ole ging zum Markt; sie saß auf der Ruderbank im Baumschatten und strickte oder nähte, bis er mit dem Erlös zurückkehrte. Sonntags besuchten sie die Kirche, nachmittags gingen sie spazieren in Sonne und Schatten oder blieben auch daheim in ihrem Garten und waren sich selbst genug.

Aber es kam wie bei fast allen jungen Eheleuten. Trotz aller Liebe ist das Zusammengewöhnen gar oft nicht leicht; die menschlichen Naturen sind verschieden und die Verhältnisse waren es auch, ehe man sich vereinte. Nach dem ersten Rausch der Gefühle recken sich Gewohnheiten, Neigungen, Bestrebungen hoch und der Kampf zweier Geschöpfe, die einen Weg schreiten wollen, beginnt.

Bei Gritt zeigte sich wachsend eine herrische Weise, die keinem Manne taugen konnte. Das Jahr des Alleinregierens hatte diese Frucht gezeitigt. Wäre Ole brutal veranlagt gewesen und ihr schroff gegenübergetreten, es wäre vielleicht gut geworden. Aber er war in Armut groß geworden; Armut macht meist still und demütig. Außerdem war seine Mutter Holländerin gewesen und von ihr besaß er als Erbteil viel Ruhe im Blut. Und es war ja so: Gritt hatte Haus und Garten in die Ehe gebracht.

Er ließ sich also viel gefallen von ihr. Vieles aber auch nicht. Dann gab es heftigen Streit, der nicht lange dauerte, da Ole stets bald wegging. Das reizte die junge Frau und sie ward noch aufgeregter. Sie hätte sich gern ausgetobt; es grollte innerlich bei ihr fort, und das nicht erloschene Feuer brach beim kleinsten Anlaß wieder aus.

Nach Sonnenschein pflegt Regen einzutreten; es regnete nun ergiebig im Gärtnerhaus. Obgleich der Himmel sommerblau und herrlich war.

Ole brachte eines Tages einen kleinen Hund mit, den er irgendwo elend und fast verhungert aufgefunden hatte. Er war ziemlich klein, kurzhaarig, pechschwarz, besaß schöne, lebhafte Augen und keinen Schwanz.

„Schau nur, was für ein nettes Hundel er ist! Rasse Schifferchen, weißt du, Schipperke nennt man sie. Die Holländer haben sie gern auf ihren Schiffen, da sie wachsam und feindlich gegen Fremde sind.“

Harmlos setzte er den Findling vor Gritt nieder und ging daran, ihn zu säubern und zu füttern.

Mißgünstig sah sie auf das Tier, weil er so zärtlich darum bemüht war. „Was willst du denn mit dem Köter?“

„Pflegen will ich ihn, daß er sich wieder erholt und dann — na, dann kann er wohl mitleben. Er wird uns dienen.“

„Ich meine doch, wir haben, was wir brauchen!“ erwiderte sie ein wenig scharf, einen scheelen Blick auf den Zottelhund werfend.

„Dann behalt' ich ihn zum Liebhaben. Weil er gar so drollig ist und so liebe, braune Augen hat.“

In der jungen Frau sprudelte es auf. Sie allein sollte Ole lieben. Bedachte aber nicht, daß sie raschmäulig, unüberlegt zuviel sagte, was Ole von ihr fernhielt.

„Einen unnützen Fresser schleppst du mir nichts dir nichts daher, und mir soll's auch noch recht sein! So bist du!"

Nun ward Ole empfindlich. „Ach, was der frißt! Hab' keine Angst. Ich teile mein Essen mit ihm."

Sie verhöhnte ihn. Und der Streit war da, der wieder damit endete, daß Ole mit traurigen Augen fortging.

Aber Schipperke blieb doch im Haus, wenn auch schlecht behandelt von Gritt. Und Ole rief ihn Schipperke, obwohl das ein spöttischer Name war.

Bald nachher war die junge Frau eine Woche lang krank. Nach der Genesung sagte eines Morgens ihr Mann: „Du kannst künftig ruhig daheim bleiben, Gritt. Schipperke bewacht das Boot. Da wagt sich keiner 'ran!"

Sie sah großäugig auf und schwieg. Ihr Beisammensein bei den morgendlichen Fahrten war ja längst nicht mehr so schön wie einst, und es gab so leicht Zank und Hader. Doch daß sie so mir nichts dir nichts von dem Köter ersetzt werden sollte, traf sie. Sie war beleidigt. Ole achtete es nicht. Seinem Gemüt, das von Gritts hochfahrendem Wesen schmerzhafte Enttäuschungen trug, tat die stille Fahrt im Morgenschein wohl.

Im Herbst kam's dann schlimm.

Sie waren wieder aneinandergeraten, und Gritt pochte auch diesmal auf ihre größeren Rechte. Ole verstummte immer, sobald sie davon anfing. Doch heute war's nicht Trauer, was seinen Blick trübte. Es schoß eine Flamme darin auf, und sein sonst so gutmütiges Gesicht ward hart und finster.

Er ging aus der Stube. Kam aber nach einer halben Stunde wieder, angekleidet, mit dem Hut auf dem Kopf und einem Köfferchen in der Hand.

„Ich gehe!" sprach er ruhig, doch fest. „Ich kann da

nicht leben, wo ich so oft gedemütigt werde. Ich bin dein Mann und habe auch Rechte. Könnte auch ganz anders auftreten gegen dich, doch das ist nicht nach meinem Sinn. Was man mir nicht freiwillig gibt, das mag ich nicht. Es hat dich wahrscheinlich gereut, einen armen Menschen geheiratet zu haben. Gut, ich kann ja gehen. Warum sollen wir unglücklich zusammen leben. Von mir aus bist du frei!"

Ohne einen Laut von ihr abzuwarten, war er draußen.

Gritt stand da und starrte auf die Tür, die hinter ihm zugefallen war.

Um Himmels willen, sie hatte ihn doch nie demütigen, im Ernst nie seine Rechte schmälern wollen! Keine Minute reute es sie, ihn zum Mann genommen zu haben. Warum war er so empfindlich? Weil sie manchmal rechthaberisch auftrat und ihn merken ließ, daß sie hier Herrin gewesen war, ehe er der Herr ward. Sonst war ja doch nichts geschehen, nichts, rein gar nichts! Sie zankten sich manchmal. Das taten andere junge Eheleute auch. Die Süßigkeit der ersten Wochen dauerte nirgends ewig!

Ihr Herz klopfte. Sollte sie ihn darum verlieren?

Durchs Fenster sah sie ihn fernhin schreiten; Schipperke folgte ihm auf dem Fuße. Sie wollte schreien: „Ole, Ole, kehr' um! Ich bin nicht so, wie du meinst! Ich bin dir gut! Komm zurück!"

Doch neben dem Trotz, der da behauptete: er hat keinen Grund zu gehen und mich zu verlassen, ich hab' ihm nichts getan, bäumte sich doch die verletzte Eitelkeit auf, weil er so rasch und ohne viel Umschweife von ihr schied.

Am Ende wollte er frei sein? Ledig die Welt durchwandern, wie früher, was ja so schön war, wie er oft erzählt hatte? Er mochte sie nicht mehr.

Und sie sah mit zusammengebissenen Zähnen die Ge-

stalt am Flußufer klein und kleiner werden und endlich um eine Wegbiegung verschwinden.

Gegen Abend kam Schipperke verstaubt und mit lechzender Zunge zurück. Er stellte sich bellend und mit bettelnden Augen vor die Frau. Gritt war erschrocken und blickte nach allen Seiten.

Folgte ihm Ole nach? Hatte er gescherzt, um sie zu beunruhigen? Zu strafen, wie er etwa meinte? Starr und feindselig sah sie nun aus. Hoch hob sie den Kopf. Dann war's ein schlechter Spaß gewesen; sie wollte ihn nicht lieb empfangen.

Es ward Nacht, aber Ole kam nicht. Und die Nacht ging vorbei, in der Gritt den Schmerz unterdrückte und den Groll aufpeitschte.

Am Morgen war Ole nicht zu sehen. Wo mochte er sein? In der Nähe, um nach ein paar Tagen vielleicht, auch früher wiederzukommen? Oder war er doch weit fort und kam nie wieder? Über die Grenze nach Holland, wo er einst in den Blumengärten bei Haarlem gearbeitet hatte?

Mochte er sich herumtreiben, wo es ihm gefiel, jetzt haßte sie ihn.

Als ihr Schipperke in den Weg lief, stieß sie mit dem Fuß nach ihm. Sie nahm die Schaufel und wollte ihn totschlagen. Aber der Hund schaute sie so merkwürdig an. So samtbraun und schön, weich und treuherzig waren seine Augen, fast wie die seines Herrn. Sie zuckte zurück, als wäre sie willens gewesen, einen Menschen zu morden. Nein, erschlagen wollte sie ihn nicht, aber fortjagen. Sie mochte ihn nicht mehr sehen.

Ehe sie das tat, mahnte ihr Verstand. Wer bewachte dann ihr Boot, wenn sie nun selber wieder nach Goch hinüberfahren mußte? Ärger genug hatte sie gehabt, als

sie allein wirtschaftete und das Boot am Ufer festhängen mußte. Kinder spielten darin, beschmutzten es, verschleppten die Ruder, hakten es los, trieben allerlei Unfug. Ein paarmal war ihr auch mancherlei abhanden gekommen.

Die Erinnerung an so vielen Verdruß verringerte ihren Grimm. Schipperke konnte dableiben, denn ihr Leben würde nun doch weit mühseliger werden, als es zuletzt gewesen.

Wochen verflossen. Einsam und arbeitsreich lebte Gritt. Auf ihrer jungen Stirn entstanden verdrießliche Querfalten, ihr Mund war herb und verkniffen, ihre Augen schauten unfreundlich. Sie war böse auf alle Welt, und wer konnte, wich ihr aus.

Ole blieb verschwunden.

Aber heute, als sie ihre grüne Fracht und Büschel von Zwergastern auf den Markt brachte, hatte sie zum erstenmal etwas über ihn gehört. Eine Händlerin erzählte einer anderen allerlei Neuigkeiten: Lims verkaufe seine Wandbirnen um einen unverschämten Preis; die Hundswut sei in der Umgegend ausgebrochen und nun müßten die Tiere wieder Maulkörbe tragen. Ja — und Ole Boomer von drüben über der Niers, der sei seiner jungen Frau davongegangen; man wisse schon vom Gehilfen, warum — weil sie ungut und herrschsüchtig geworden sei. Ole Boomer wandere in vierzehn Tagen nach Brasilien aus.

Gritt hielt still, als habe sie nichts gehört. Ihr finsteres Gesicht blieb gleich, aber ihr Herz schlug fast nicht mehr. Nachdem sie ihre Waren abgeliefert hatte, eilte sie rasch zum Boot und stieg, von Schipperke halb scheu, halb zutraulich begrüßt, schweren Schrittes ein.

Es war Spätherbst. Über dem Fluß lag floriger Dunst, und die Sonne leuchtete matt. Darum war es kühl. Doch

Gritt, als sie mittstroms fuhr, wischte sich dennoch den Schweiß von der Stirn. Erst war ihr kalt, eiskalt gewesen, als wäre ihr eine Eisscholle in die Brust geglitten, und nun brannte sie die Haut am ganzen Körper und in den Schläfen pochte das Blut. Sie erhob sich, riß die Jacke von sich und warf sie über die leeren Körbe.

Ehe sie wieder saß, sprang Schipperke auf sie zu und kläffte sie wie rasend an. Er sprang hin, sprang her, bellte gegen das Wasser und gegen den Himmel, heulte, winselte und verbiß sich schließlich in Gritts Rock.

Sie erschrak und schrie ihn an. Als er immer wieder an ihrem Kleid zerrte und sie seine Augen böse funkeln und glitzern sah, ängstigte sie sich. Was hatte das Tier? Da fiel ihr ein: die Hundswut herrschte, der Hund war toll. Sie lief an die Spitze des Nachens; als ihr Schipperke nachsprang, schrie sie auf. Geschwind schob sie ein Ruder unter seinen Bauch und schleuderte ihn in den Fluß.

Einige Sekunden später sah Gritt seinen Kopf nochmals auftauchen, dann versank er.

Sie fiel auf die Bank und ruderte mit zitternden Armen heimwärts. Sie fühlte das Beben am ganzen Körper, als sie ausstieg. Wankend ging sie ins Haus.

Es war ihr nicht gut, und sie legte sich hin. Die Oberkleider abstreifend, griff sie nach der Jacke, um vorher noch den heutigen Erlös einzuschließen. Die Geldbörse fand sich nicht in der einen und nicht in der anderen Tasche. Die war wohl herausgefallen, als sie die Jacke abstreifte und auf die Körbe geworfen hatte. Sie suchte das Boot und die Körbe durch. Es fand sich nichts. Sie hatte heute eine größere Summe, den Verdienst vieler Mühen, einkassiert. Das Geld sollte für den Winter, wenn das Geschäft stockte, zurückgelegt werden.

Wo war es nun hin?

Mit einem Male fiel ihr ein, was geschehen war. Als sie die Jacke abgenommen und hingeworfen hatte, war die Börse aus der Tasche und ins Wasser gefallen. Jetzt begriff sie auch Schipperkes Gebaren; das Tier war nicht toll geworden. Das treue, brave Geschöpf hatte ihr den Verlust melden wollen. Und sie hatte den Hund ins Wasser geschleudert.

Daß die Börse nicht mehr zu retten gewesen wäre, verstand der Hund ja nicht. Er tat seine Pflicht, und sie hatte ihn getötet.

Gritt sank erschöpft und erschüttert auf ihr Bett.

Was war sie für ein Geschöpf, daß sie jeden, der es lieb mit ihr meinte, von sich stieß? Erst Ole, den eigenen Mann, und nun Schipperke, das gute Tier. Beide ja nicht mit Absicht und bösem Willen, aber in Gedankenlosigkeit, Hast und Unverstand.

Sie weinte. Es waren die ersten Tränen, die nicht aus Groll, Zorn und Trotz flossen, sondern aus echtem, wehem Schmerz. Aus gesegnetem Schmerz. Denn nun stieg aus der Tiefe ihres Seins das wahre Licht, die Einsicht.

Sie sah sich so, wie sie gewesen war, sah sich ohne Selbstbeschönigung und klagte sich an: ich war ein dummes, launisches Weib! Ich achtete nicht auf mich, gab mich unbeherrscht jeder häßlichen Regung hin, und meine törichte Zunge lieh ihr Worte. Hatte weder bedacht noch gefühlt, daß der Mensch, wenn er in Glück und Frieden zu zweien leben will, er jeden Tag besser werden und alle selbstherrlichen, willkürlichen Triebe abtun muß, so wie der Gärtner alles Wilde vom Baum schneidet.

Der eine muß die Art des anderen achten und verstehen lernen und jeder die Liebe zum anderen hüten und pflegen, damit sie nicht überwuchert wird von alltäglichen

Empfindungen und den gewöhnlichen üblen Regungen menschlicher Schwachheit. Sonst gehen Glück und Frieden dahin.

Nach diesen qualvollen Stunden war Gritt wie verwandelt. Ihr Gesicht nahm die weiche Lieblichkeit früherer Tage wieder an, aber es war eine traurige, rührende Lieblichkeit. Ihre Augen blickten still, ihre Haltung war leicht vornübergebeugt; sie sprach wenig und das wenige leis und gütig. Wie vorher war sie geschäftig, wenn auch in müder, lässiger Weise. Die Morgenfahrten nach der Stadt hinüber machte sie nicht mehr; das mußte ein Gehilfe besorgen, wenn er auch viel Nötiges darum versäumte. Sie mochte keinen Menschen sehen, mit keinem reden.

In den Nächten schlief sie schlecht. Daß sie mit ihrem hochmütigen Wesen und ihrer unklugen Raschzüngigkeit sich ihr Glück verscherzt hatte, fraß an ihr. Und der Gedanke, daß Ole in ein anderes, fernes Land ging und sich ein neues Leben schuf, machte sie traurig. Sie blieb hier. Allein und verlassen. Denn sie würde keinen anderen Mann mehr lieben nach Ole.

In einer Nacht hielt sie es nicht mehr aus und verließ ihr Lager, das ihr zum Nesselbett geworden war. Sie hatte ihr Mädchenstübchen zu ebener Erde wieder bezogen, um den Erinnerungen zu entgehen. Notdürftig kleidete sie sich an und setzte sich ans Fenster, das sie weit aufriß.

Der Vollmond schien. Sein bleicher Glanz breitete Licht über die Wege. Die Blätter säuselten leise und ein bißchen hart und spärlich, denn vieles war schon entlaubt. Die Niers rauschte gedämpft, ein Lokomotivpfiff schrillte. Von den Blumenbeeten wehte Moderhauch; die Zeit der bunten Blüte war vergangen. Nur manchmal hob sich zarter Resedenduft darüber, und auch er roch welk.

Es war kalt; Gritt bebte vor Frost, aber es war ihr gleichgültig. Mochte sie krank werden, mochte sie sterben. Wie das arme, in seiner Treue und Klugheit von ihr so mißverstandene Schipperke in den Wellen, so versinken ins Nichtsmehrwissen, in den Tod.

Als sie so saß und sann, überfiel sie doch der Schlaf. Sie dachte noch daran, sich aufs Bett zu legen, fühlte sich jedoch zu müde und willenlos. Nur dazu raffte sie sich auf, ein wenig seitwärts zu rücken und den einen Fensterflügel vor sich zum Schutz gegen die Kälte zu schließen. Es war der Schlaf Friedloser, der ist seicht.

Gritt vernahm bald ein Rascheln, erwachte und öffnete gespannt die Lider. Da bemerkte sie, wie zwei Arme sachte etwas zum Fenster hereinhoben und auf den Boden gleiten ließen: ein Tier — einen Hund — Schipperke, den ertrunken geglaubten Schipperke. Und der Mann, der das tat, den erkannte Gritt im Mondlicht genau: es war Ole.

Sie erbebte, aber sie ergriff doch schnell einen dieser Arme.

„Ole, Ole!" rief sie, schlug das Fenster zurück und stand vor ihm, blaß und erregt.

„Ich — ich wollte dir Schipperke bringen!" begann er, erschreckt und verlegen. „Ich war neulich in der Nähe und — half dem Hund aus dem Wasser, und weil man mir sagte, daß du Schipperke im Irrtum hineingeworfen hast und nicht im Haß, wollte ich ihn dir bringen. Ich kann das Tier nicht haben bei fremden Leuten und du brauchst es ja."

„Ole, du Guter, verzeih mir! Ich war ein dummes, kurzsichtiges Weib. Ich hab' dich gekränkt, unbedacht, aber nicht mit Willen, glaub' mir das. Es war nicht so gemeint, wie es klang. Es war etwas Böses in mir, aber

es saß nur auf der Zunge, nicht im Herzen. Verzeih mir, Ole!"

Verwirrt stand Ole da.

„Ich verzeihe dir gern, Gritt! Ich bin wohl auch zu empfindlich gewesen."

„Nein, nein! Ich allein habe gefehlt. Du warst zu gut zu mir, du hättest mich zanken sollen, mir's verweisen und mich strafen wie ein ungezogenes Kind!"

Er lächelte ein bißchen.

„Das liegt mir nicht. Und nun will ich dir Lebewohl sagen."

Sie packte auch seinen anderen Arm, als könnte ihr Ole beim bloßen Wort entschwinden.

„Du willst übers große Meer, hab' ich gehört. Ist's wahr?"

„Morgen reise ich."

Eine Weile blieb es still.

„Wie kannst du so leicht von allem fortgehen in die Fremde?"

„Ich gehe nicht leicht."

„Dann — dann bleibe doch hier, wo man dich kennt und lieb hat. Bleibe hier, wo du — dein Haus, dein Recht und dein Weib hast."

Er schaute sie an. Der Kopf sank ihm mutlos auf die Brust.

„Es gäbe doch kein Glück. Ich bin nicht der rechte Mann für dich."

„Das ist nicht wahr! Ich war ein böses Weib geworden, da bist du ruhig fortgegangen, und ich bin zu mir gekommen und hab' begriffen, wie ich bin. Bleib, Ole. Ich will nie mehr herrschsüchtig sein, meine Zunge hüten und zu dir aufschauen, wie es sein soll, und wie ich es ja auch fühle!"

Ole schwieg.

„Liebst du mich denn kein bißchen mehr?“

Wieder blieb er still. Er dachte daran, wie oft er hier in der Nähe umhergestreift war, nur um sie von ferne flüchtig zu sehen. Dachte daran, daß er in die weite Welt wollte, weil er nicht erleben mochte, daß sie einen anderen nahm.

„Ole, ich bin dir doch so gut. Und der Himmel will, daß du bleibst, darum hat er uns heute zusammengebracht.“

„Wenn es nun wieder unser Unglück wird? Ich bin bescheiden, aber ich habe meinen Stolz ...“

„Ich will ihn nie mehr verletzen. Ich will demütig sein. Ich hab’ dich so lieb, mein Ole, mein guter, guter Ole!“

Sie schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn.

„Du bleibst bei mir?“

Er schwang sich aufs Sims. Sie drängte ihn zurück.

„Nein, nein, nicht so! Ich öffne dir die Tür. Du sollst als Herr über die Schwelle gehen.“

Da lachte er glücklich.

Doch schon klappten die Fenster zu.

Als sich die Türe vor ihm auftat, stand sie da, zärtlich hielt sie Schipperke im Arm. Ihm dankte sie ja ihr Glück. Dann setzte sie das Tier zu Boden, und fiel Ole weinend und lachend an die Brust.

Fünfundzwanzig Jahre drahtlose Telegraphie

Von Ingenieur M. Lenhardt / Mit 19 Abbildungen

Am 14. Mai 1897 hockten am Fuß der zwanzig Meter hohen Klippe von Lavernock Point, nicht weit von dem englischen Seebad Penarth (bei Cardiff), in einer großen Holzkiste fünf Männer dichtgedrängt neben- und übereinander. Diese seltsame Zufluchtstätte hatten sie gewählt zum Schutz gegen den Wind, der aus vollen Backen vom Bristolkanal hereinwehte. Im übrigen galt ihre Aufmerksamkeit nicht Wogen und Wind, noch dem schönen Landschaftsbild, sondern einzig und allein einer kleinen Apparatur, die Antwort geben sollte, ob der Menschheit die vielleicht unbegrenzte Überwindung des Raumes möglich sei. Einer der fünf in gespanntester Erwartung Lauschenden war Professor Slaby von der Charlottenburger Technischen Hochschule, der andere ein noch sehr junger Mann, dessen Name mit diesem Tage Weltberühmtheit erlangen sollte: Marconi.

Die Apparatur bestand aus einem von Branly schon 1890 entdeckten Kohärer (Fritter), mit einem Morseempfänger in einen Stromkreis geschaltet. Von den Apparaten führte ein isoliert aufgehängter Kupferdraht zur Spitze eines auf der Klippe aufgestellten 30 Meter hohen Mastes. Von der Höhe der Klippe sah man auch in 5 Kilometer Entfernung den Sendeort, das Felseiland Flatholm, von dessen Leuchtturm ein in gleicher Weise aufgehängter Draht zu einem Bretterhäuschen lief. Dort standen die Sendeapparate in der schon 1887 von Hertz angegebenen Schaltung: ein von einem achtzelligen Akku-

mulator gespeister kleiner Induktor, dessen Sekundärladung sich in einer mit dem Sendedraht und der Erde leitend verbundenen Funkenstrecke entladen konnte, wenn man auf einen Morsetaster drückte. Sogar der Sendedraht (Antenne) war schon vorher von dem Russen Poppoff mit Erfolg zum Anzeigen von herannahenden Gewittern benutzt worden. Demnach alles bekannte Einzelheiten. Aber Marconi (Abb. 1) war der erste, der sie in scharfsinniger Weise so zu schalten verstand, daß es möglich wurde, Morsezeichen auf größere Entfernungen ohne verbindende Drahtleitung zu übermitteln. Das ist sein unbestreitbares Verdienst, das ihm für immer einen hervorragenden Platz in der Reihe der genialen Erfinder sichert. Nicht vergessen aber dürfen gerade wir Deutschen, daß die Erfolge Marconis und seiner zahlreichen Mitstreiter um die Überwindung des Raumes für den menschlichen Gedanken nicht möglich gewesen wären ohne die grundlegenden Untersuchungen und Nachweise über die Theorie der elektrischen Strahlung, die der leider viel zu frühe vom Tode hingeraffte Hamburger Heinrich Rudolf Hertz (1857 bis



Abb. 1. Guglielmo Marconi.



Abb. 2. Heinrich Hertz.

1894, Abb. 2) in den Jahren 1887/88 in Bonn durchführte. Ohne ihn würden Telegraphie und Telephonie vielleicht heute noch am Drahte kleben.

Hinsichtlich der physikalischen und technischen Einzelheiten, auf denen sich die moderne drahtlose Telegraphie und Telephonie aufbauen, darf ich den Leser auf meinen Aufsatz in Band XII des Jahrgangs 1920 der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" (Seite 151 ff.) verweisen. Heute soll uns ihre Entwicklung beschäftigen von der kleinen Funkenstrecke, mit deren Hilfe Marconi 1897 zum erstenmal das Morsezeichen für v von Flatholm nach Lavernock Point entsandte, bis zur jüngsten Glanzleistung deutscher Elektrotechnik, der zuverlässigen drahtlosen Verbindung von Deutschland mit der Hauptstadt von Argentinien, Buenos Aires.

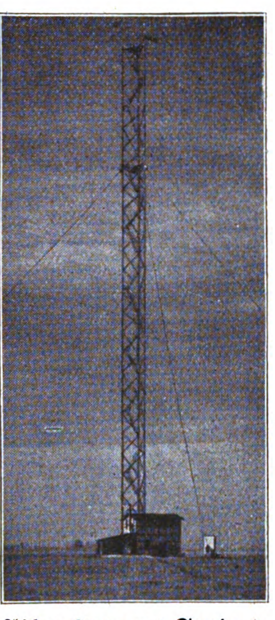


Abb. 3. Turm und Stationshaus der alten Anlage in Nauen.

Zuerst hatte Marconi, ein Schüler des Physikers Righi in Bologna, auf dem Landgut seines Vaters experimentiert. Da ihm aber die nötigen Mittel zur Vornahme umfangreicher Versuche in der Heimat nicht zur Verfügung standen, wandte er sich nach England und fand dort, als er bei Cardiff den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten geliefert hatte, den besten Förderer seiner

Pläne, den er sich nur denken konnte, in der Person des leitenden Ingenieurs der englischen Telegraphenverwal-

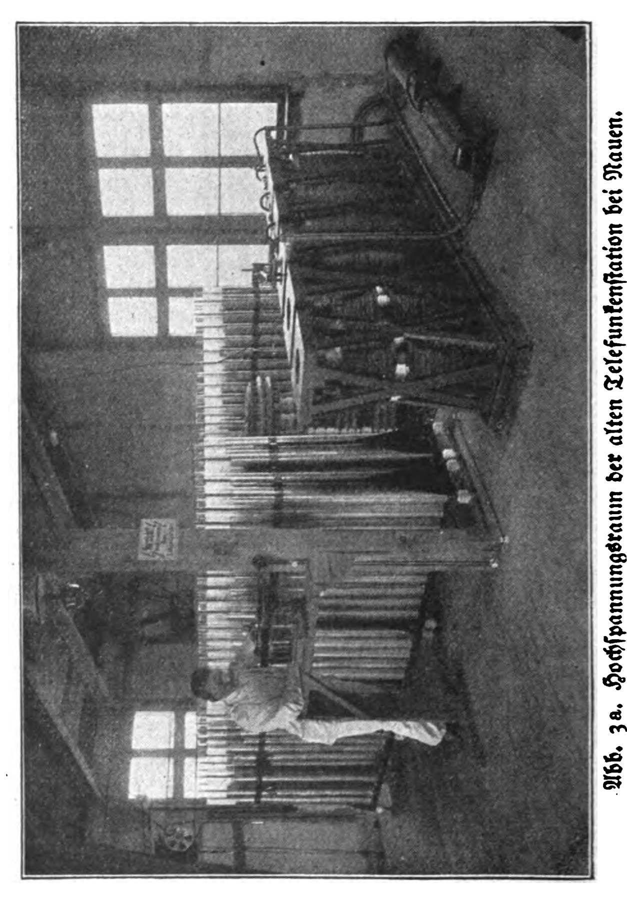


Abb. 3a. Hochspannungsraum der alten Telefunkenstation bei Nauen.

tung, Preece. Der war damals gerade bemüht, nach Vorschlägen von Erich Rathenau, dem Bruder des Ministers,

eine Verbindung der Insel-Leuchttürme und Feuerschiffe mit der britischen Westküste einzurichten, wobei das Wasser als elektrisches Übertragungsmittel dienen sollte. Als aber Marconi den besseren Weg wies, stellte er sich und seinen gewichtigen Einfluß ganz in den Dienst dieses neuen Bahnbrechers der Telegraphie. Nur so erklärt es sich, daß Marconi förmlich von Erfolg zu Erfolg flog und seine Mitbewerber zeitweilig so überflügelte, daß er beinahe ein Weltmonopol errang.

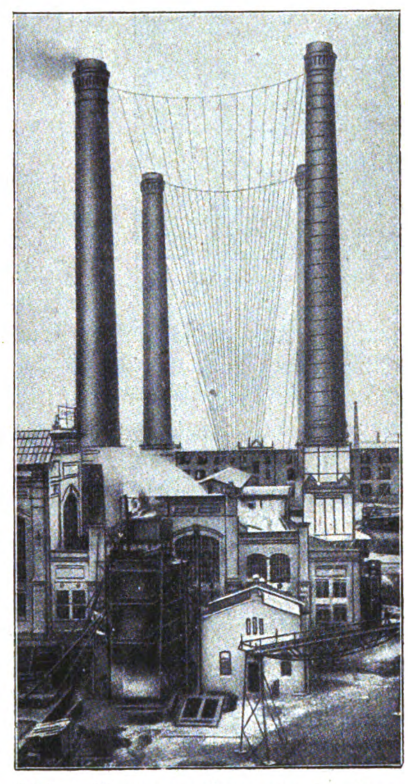


Abb. 4. Antennenanlage der ersten deutschen „Großstation" in Berlin-Oberschöneweide im Jahre 1903.

Nicht etwa, daß man in Deutschland der neuen Errungenschaft gegenüber gleichgültig geblieben wäre (Abbildung 3). Bei uns tauchten sogar sehr bald zwei Systeme auf, deren jedes seine besonderen Vorzüge, auch gegenüber Marconi, hatte. Aber statt zusammen zu arbeiten, erging



Abb. 5. Adolf Slaby.

man sich zunächst in eifriger wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Befehdung. Immerhin hatte jedoch dieser Streit der Meinungen den außerordentlichen Vorteil, daß nun gerade die wissenschaftlichen Grundlagen der ganzen Frage bei uns aufs sorgsamste erforscht wurden, und als sich endlich im Jahre 1903 beide Systeme in der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie" zusammenschlossen, die 1906 die Station Nauen eröffnete (Abb. 3 und 3a), war damit der deutschen „Funkentelegraphie" die Ebenbürtigkeit neben dem System Marconis gesichert. Auch mit diesem ist übrigens in letzter Zeit ein Ausgleich erfolgt, indem man sich über die verschiedenen Interessengebiete friedlich verständigte.

Das eine deutsche System stand unter der Führung von Professor Slaby (Abbildung 5), der in seinem damaligen Assistenten Graf von Arco (Abb. 6), jetzt Direktor der Telefunkengesellschaft, einen hochbegabten Helfer hatte, und von Kaiser Wilhelm besonders gefördert wurde. Auf den königlichen Besitzungen bei Potsdam, zwischen der



Abb. 6. Graf Georg von Arco.

Heilandskirche in Sakrow und der Matrosenstation an der Glienicker Brücke, stellte er seine ersten Freiversuche nach wissenschaftlichen Grundsätzen an, und schon im Herbst 1897 konnte er vermittels eines Luftdrahtes, den ein 500 Meter hoch schwebender Fesselballon der Luftschifferabteilung trug, eine drahtlose Verbindung zwischen Berlin und Rangsdorf an der Zossener Bahn (21 Kilometer) herstellen, was damals einen Weltrekord bedeutete. Slaby und Arco lehrten, die Isolationschwierigkeiten der ersten Marconianlage überwinden, und machten sich besonders um die Ausbildung genauer Meßverfahren für die Wellenlängen verdient, ohne die man die Zuverlässigkeit der drahtlosen Verbindung zweier Stationen, die zumeist von ihrer genauen gegenseitigen Abstimmung abhängig ist, wohl niemals so rasch erreicht hätte, wie es tatsächlich geschah. Denn es ist ein anderes, durch einen besonders glücklichen Einfall den großen Wurf zu tun, ein anderes, auf methodischem Weg die besten Möglichkeiten des Gelingens festzustellen und so auf zielsicherem Wege, ohne kostspielige Tastversuche, eine Erfindung immer weiter auszubauen. Die erste deutsche drahtlose Verbindung, am 15. Mai 1900 zwischen dem Leuchtturm von Borkum und dem 35 Kilometer davon entfernten Leuchtschiff Borkumriff in Betrieb genommen, war übrigens nach dem Marconisystem ausgeführt. Die Reichs-



Abb. 7. Ferdinand Braun.

marineverwaltung wendete sich aber gleich dem System Slaby zu und ließ einige Kriegschiffe mit solchen Sende- und Empfangstationen ausrüsten, die umso mehr befriedigten, weil bei vorkommenden Störungen die Fehler wegen der Einfachheit der Apparatur in der Regel vom Bedienungspersonal behoben werden konnten.

Das andere deutsche System geht auf Professor Ferdinand Braun (Abb. 7) in Straßburg im Elsaß zurück. Indem er statt des Induktors einen Flaschenkreis (nämlich von Leidener Flaschen) mit einer Antenne durch Koppelung verband, lehrte er, die zur Ausstrahlung gelangende Energie in beliebiger Weise verstärken und damit überhaupt erst große Entfernungen überwinden. Seine Anordnung wurde denn auch von Marconi und allen anderen übernommen. Ebenso verdanken wir Braun überaus wertvolle Untersuchungen über die verschiedenartigen Koppelungen zwischen dem geschlossenen Schwingungskreis, der die Strahlung erzeugt, und dem offenen Antennenkreis, der sie in den freien Raum hinaussendet. Indem man nun die Sekundärwicklung des Induktoriums mit der Primärwicklung zu einem in gegenseitiger Resonanz stehenden System auszugestalten lernte, wurde es möglich, den Strom aus Wechselstrommaschinen zu entnehmen und so die Reichweite wiederum erheblich zu vergrößern.

Eine weitere wertvolle Ausgestaltung der drahtlosen Telegraphie verdanken wir Professor Max Wien, der auf die Vorzüge der „Stoßerregung" hinwies. Während bei der alten Funkenstrecke mit Kugelelektroden die Steigerung der Energiezufuhr schließlich zur Entstehung eines Lichtbogens führt, der für die drahtlose Telegraphie nicht mehr brauchbar ist, kann man durch zweckmäßigen Ausbau der Funkenstrecke erreichen, daß sich die Lichtentladung

von selbst wieder auslöscht, worauf der Antennenkreis allein weiterschwingt, und zwar in sehr schwach gedämpften

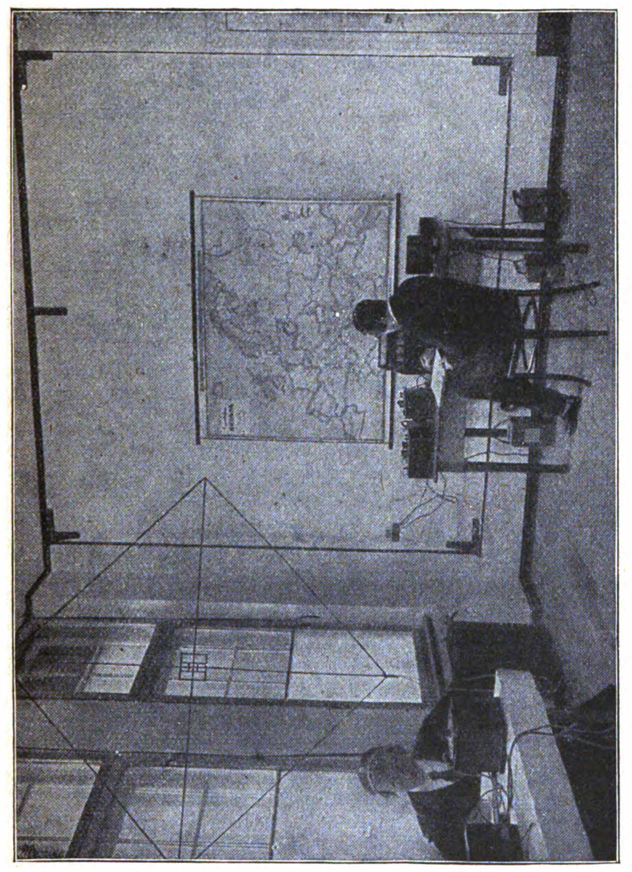


Abb. 8. Empfangsstation mit Rahmenantennen für 6000 und 2000 Kilometer Reichweite.

Schwingungen. Wiens Erfindung wurde von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie zu der berühmten „Lösch=

funkenstrecke" ausgebaut, bestehend aus einer Reihe silber-plattierter Kupferplatten, zwischen denen die Entladung stattfindet. Da erst die Ersetzung der alten starkgedämpf-

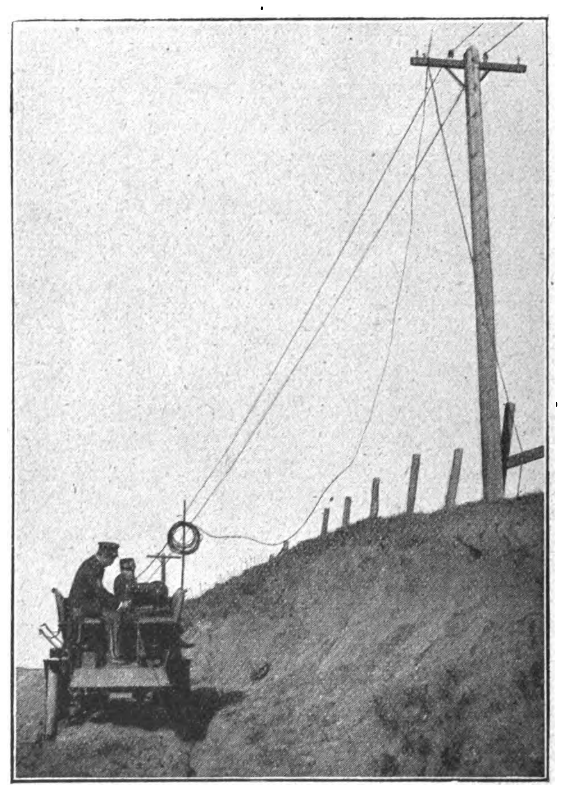


Abb. 9. Funkentelegraphische Motorwagenstation.

ten Schwingungen durch möglichst wenig gedämpfte die genaue Abstimmbarkeit der Stationen ermöglichte und die Löschfunkenstrecke obendrein einen Nutzeffekt bis zu

85 Prozent ergab, beherrschte sie lange Zeit die drahtlose Telegraphie, besonders als man durch Einführung des Blondelschen Prinzips (flutende Wechselspannung) tönende Löschfunken erzeugen lernte, die das viel bequemere Abhören der Morsezeichen durch das Telephon gestatteten, was sich überhaupt als die empfindlichste Beobachtungsmethode für elektrische Schwingungen erwies. Dasselbe

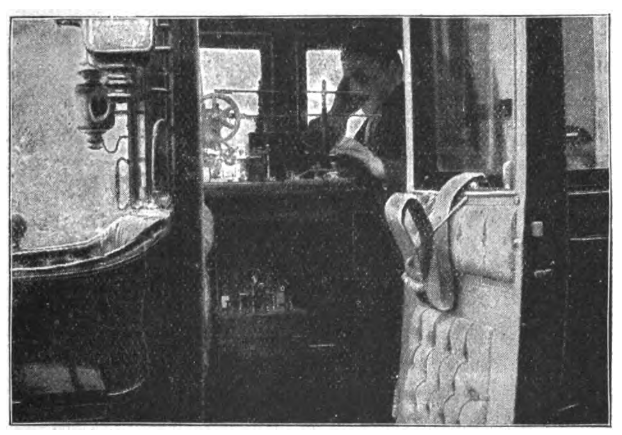


Abb. 10. Telegraphist im Militärautomobil empfängt die Meldung eines Flugzeuges.

(Abhören im Telephon) läßt sich mit dem tönenden Lichtbogen nach Dudell erreichen, der sogar rasch wechselnde Tonhöhe, also ganze Tonsignale, und den gleichzeitigen Verkehr mehrerer Stationen auf verschiedener Tonhöhe ermöglicht.

Vollkommen ungedämpfte Schwingungen zu erregen, gelang zuerst dem Dänen W. Poulsen, indem er den Lichtbogen in Wasserstoff und einem starken Magnetfeld brennen ließ. Da aber seine Methode eine sehr komplizierte

Apparatur erforderte, vermochte sie dem tönenden Lichtfunken den Rang doch nicht abzulaufen; am gleichen Übelstand litt seine scharfsinnige Tikkerschaltung, die eine sehr scharfe Abstimmung gestattete. Ungedämpfte Schwingungen liefern ferner die Hochfrequenzmaschinen, bei denen feststehende und umlaufende Wicklung unter fortgesetzter Steigerung aufeinander einwirken, bis die für drahtlose Telegraphie erforderliche hohe Wechselzahl (Frequenz) erreicht ist. Um ihre Ausbildung haben sich besonders Goldschmidt und Graf Arco verdient gemacht. Als wegen der vielseitigen Verwendbarkeit (kleine bis größte Entfernungen für Sendern wie für Empfang) besonders wertvoller Sender kam dann noch die Kathoden-(Elektronen-)Röhre hinzu, auch Vakuum- oder Verstärkerröhre genannt.

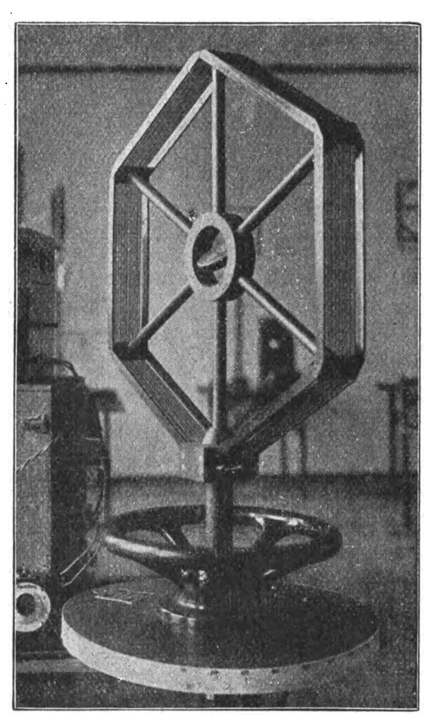


Abb. 11. Tragbares Empfangsgerät zur Ortsbestimmung unbekannter Stationen.

Sie geht zurück auf das „Vakuumventil" von Fleming und die Kathodenröhre des Österreichers von Lieben, die dann der Amerikaner Lee de Forest im besondern für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie und Telephonie aus-

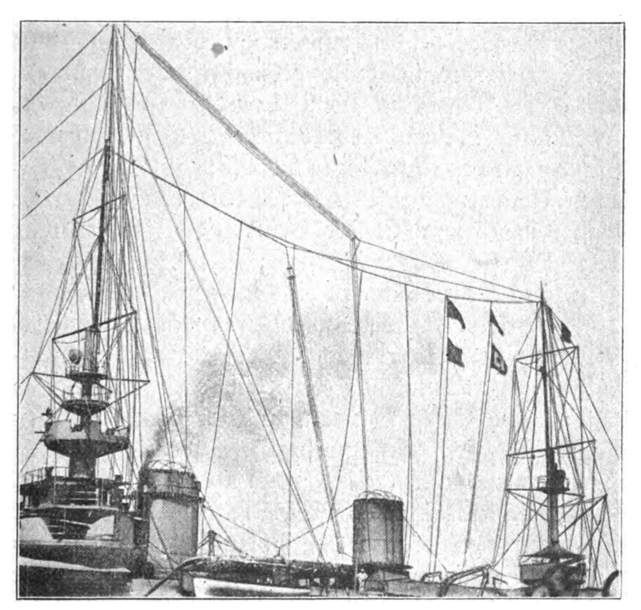


Abb. 12. Antennenanlage eines Kriegschiffes.

baute, indem er zwischen die beiden Elektroden noch das die Entladung beeinflussende „Gitter" einführte.

Das erste zum Nachweis elektrischer Schwingungen geeignete Gerät war der Fritter von Branly. Er verschwand bald wieder aus dem technischen Betrieb, weil seine „Brücke" aus Metallspänen sehr wenig zuverlässig war und durch Erschütterungen fortwährend wieder empfindlich gemacht werden mußte. Trotzdem ist er, weil

einfach herzustellen, heute noch der beliebteste „Detektor“ bei den Experimenten unserer Knaben, obwohl auch hier die Empfänger von Rosenberger oder Bleckrode viel besser und genauer arbeiten. Für den Fernbetrieb ersetzte schon Marconi den Branlyschen Fritter durch seinen sinnreichen Magnetdetektor, bei dem frisch magnetisierter, rasch fortbewegter Stahldraht durch gedämpfte Schwingungen wieder zum Teil entmagnetisiert wird, welche Zustandsänderung sich in einem Telephon abhören läßt. Schlömilch erfand 1903 den einfachen und dabei doch sehr empfindlichen „elektrolytischen Detektor“, bei dem in angesäuertem Wasser einer großen Elektrode eine andere mit winziger freier Oberfläche gegenübersteht; hier beeinflussen die elektrischen Schwingungen die Gasentwicklung an der kleinen Elektrode, was sich wiederum im Telephon durch Geräusche bemerkbar macht. Noch besser waren die Thermo- und Kontaktdetektoren, bei denen sich zwei aus verschiedenen Stoffen (Metall und Graphit oder Bleiglanz, Schwefelkupfer und so weiter) bestehende Leiter nur in einem Punkt (feine Spitze) unter leichtem Druck berühren. Diese beiden Empfänger hatten vor dem Fritter und dem Magnetdetektor den Vorzug, daß sie zum Ansprechen keine bestimmte Energie benötigten, sondern die ankommenden Stromstöße „addierten“, also viel schwächere Schwingungen bereits anzeigten. In dieser Verstärkerwirkung sind sie freilich heute völlig überholt durch die Vakuumröhre, bei der die Verstärkung das Fünfzig- bis Hundertfache beträgt, so daß man durch acht hintereinandergeschaltete Röhren eine hundertsechzigmillionenfache Verstärkung erzielt. Sie erst hat die „drahtlose Telegraphie rings um die Erde“ gewährleistet und gestattet obendrein, auf die alten riesigen Empfangsantennen völlig zu verzichten.

Auch die übrigen Mängel, die den ersten drahtlosen Einrichtungen noch anhafteten, hat man schrittweise bis zu einem bestimmten Grade überwinden gelernt. Die völlige Geheimhaltung der drahtlosen Nachrichten wird freilich wohl kaum gelingen; man muß sich da auf die Anwendung von chiffrierten Zeichen beschränken. Aber während sich die alten Stationen durch ihre Funkerei mit gedämpften Schwingungen fortwährend störten, ist heute

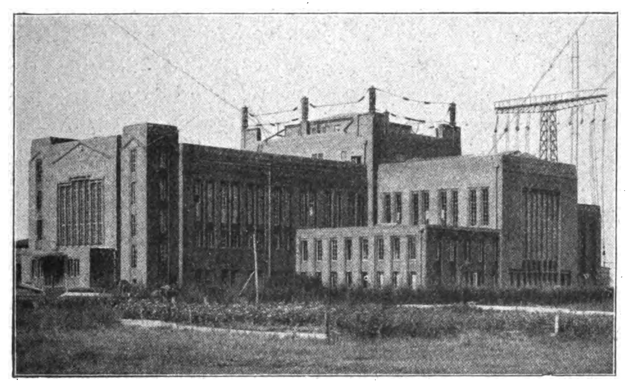


Abb. 13. Hauptgebäude der neuen Großstation Nauen.

die gegenseitige Einstimmung bis auf ein halbes Prozent sichergestellt. Auch die Richtfähigkeit ist sehr gefördert worden. Schon Marconi wies dafür einen Weg mit seiner „geknickten" oder Horizontalantenne, die er parallel zum Erdboden ausspannte; sie wirkt in ihrer Längsrichtung viel energischer als in der Querrichtung, so daß sich die Wellen nicht mehr gleichmäßig nach allen Seiten (Kreisform) ausbreiten, sondern in der Form einer langgezogenen Ellipse. Aus demselben Grunde wendet man für den Empfang die sehr wenig umfangreiche Rahmen-

antenne (Abb. 8 und 11) an, die nur in einer bestimmten Richtung anspricht, für alle sonst woher kommenden Schwingungen aber unempfindlich ist.

Es versteht sich von selbst, daß neben dem geschilderten systematischen Ausbau der Großtelegraphie noch zahllose Bestrebungen nebenher liefen, die neue wertvolle Erfindung besonderen Zwecken dienstbar zu machen. Vor allem meldeten sich da die Heeresverwaltungen mit ihren Spezialwünschen für Manöver, Krieg und Kolonialdienst. Hier war vor allem die Aufgabe transportabler Sendestationen und tragbarer, leichter Empfänger zu lösen. Es gelang übrigens sehr rasch und viel leichter als die Überwindung so mancher Schwierigkeiten, die in der Großtelegraphie auftauchten. Unsere Abb. 9 bis 12 und Abb. 18 zeigen solche Spezialvorrichtungen, zu deren Erklärung es keiner weiteren Worte bedarf, wenn man nicht in Einzelheiten eingehen will. Auch in privaten Kreisen regte sich vielfach der Wunsch, aus geschäftlichen Gründen aus der neuen Nachrichtenübermittlung unabhängig vom Großbetrieb Nutzen zu ziehen oder gar aus reiner, spielerischer Neugier „mitzuhören". So entstanden allerlei „Privatstationen" verschiedenster Reichweite bis herab zu den „Taschenempfängern" mit „Regenschirm-" und „Rechenantenne", und in Amerika, wo keinerlei Gesetz die Errichtung privater Stationen behindert, ist zur Zeit geradezu eine „Radiomanie" ausgebrochen. Seit nämlich die drahtlose Telephonie beinahe zur ebenbürtigen Schwester der drahtlosen Telegraphie aufgerückt ist, wurden auch dafür Taschen- und Tischapparate (Radiophone) ersonnen, und seither schwärmt drüben über dem großen Teiche alles davon, Zeitungsnachrichten, Konzerte und so weiter, die drahtlos „rundgegeben" werden, bequem im Lehnsessel zur Unterhaltung mitanzuhören.

Da soeben die drahtlose Telephonie gestreift wurde, mögen auch ihrem Entwicklungsgang noch einige Worte

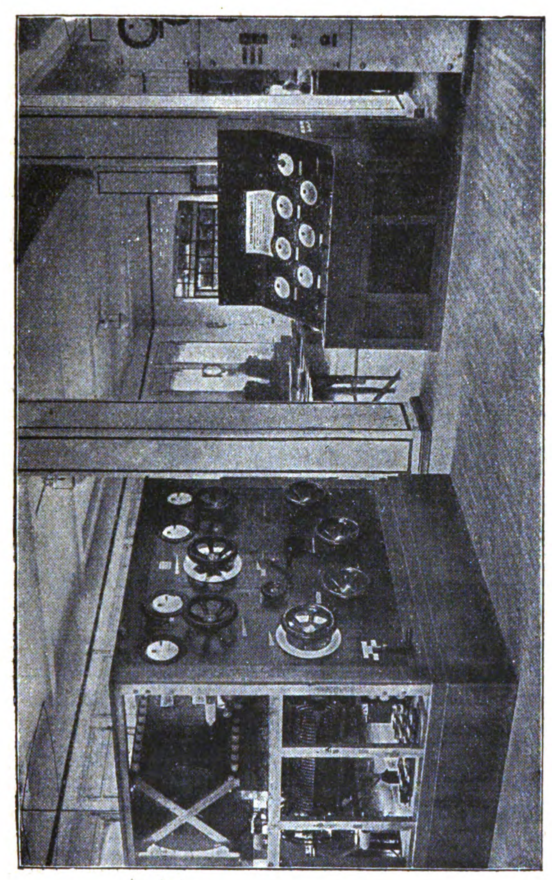


Abb. 14. Kathodenröhren-Senderstation mit einer Reichweite von 10000 Kilometer.

gewidmet sein. Schon bald nach Marconis ersten Erfolgen begann man, auch ihr Aufmerksamkeit zu schenken;

doch erreichte man nichts Nennenswertes, solange nur stark gedämpfte Schwingungen zur Verfügung standen. Mit den tönenden Funken stellten sich die ersten aussichtsreicheren Ergebnisse ein, und als Fessenden seine Hochfrequenzmaschine heranzog, erzielte er nach seinen An-

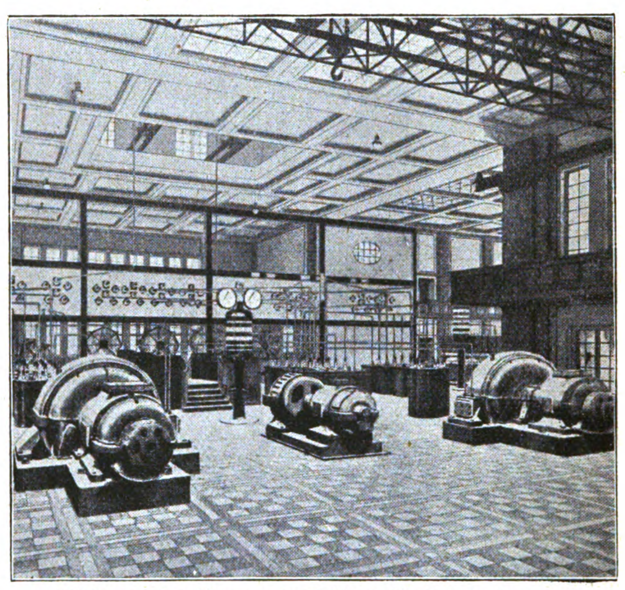


Abb. 15. Hochfrequenzmaschinen-Sender in Nauen.

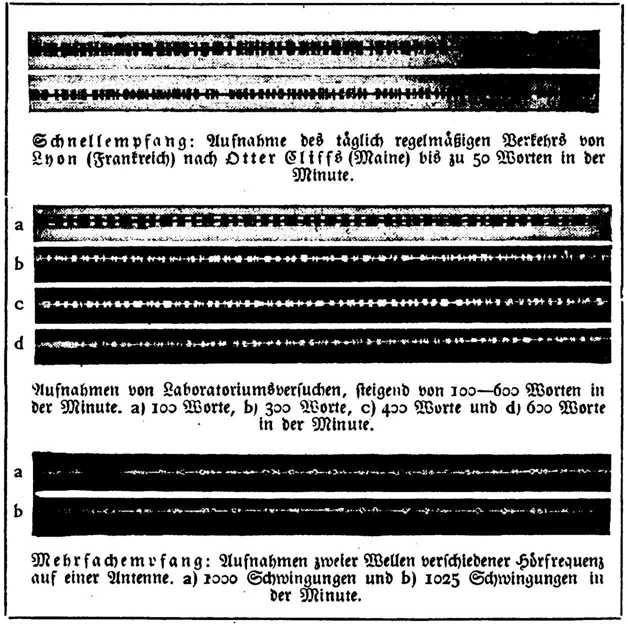
gaben schon 1904 eine sichere telephonische Verständigung über rund vierzig Kilometer. Poulsen kam mit seiner Lichtbogenmethode auf 500 Kilometer, vor etwa zehn Jahren die Station Nauen bis auf 700 Kilometer. Die Hauptschwierigkeit lag aber immer in der Notwendigkeit, beim Überbrücken großer Entfernungen dem Mikrophon viel mehr Energie aufzuladen, als es auszuhalten ver-

mochte. Große Hoffnungen knüpfte man dann an das Flüssigkeitsmikrophon von Majorana, bei dem ein ausfließender Wasserstrahl, der zugleich für ständige Kühlung sorgte, durch die Membran eines Telephons beeinflußt wurde, was entsprechende Änderungen im Stromzustand der Leitung hervorrief. Doch hat sich auch hier schließlich die Elektronenröhre allein das Feld erobert, was nach ihren oben geschilderten Vorzügen nicht mehr verwundern wird. Um zum Schluß noch einen kurzen Rundblick auf den heutigen Stand zu werfen, so kann man sagen, daß keine irdische Entfernung für die drahtlose Telegraphie und vielleicht bald auch für drahtlose Telephonie mehr zu groß ist. Der Beweis ist durch die „Drahtloser Übersee-Verkehr A.-G. (Transradio)", eine Tochtergründung der „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie", erbracht worden, indem sie eine zuverlässige Verbindung der neuen Großstation Nauen (Abb. 13 und 14) mit Argentinien herstellte. Hier liegen die beiden Stationen in der ungünstigsten Entfernung, nämlich zwei Drittel des Erdumfangs (12 000 Kilometer) voneinander; obendrein war ein breiter Tropengürtel mit seinen so lästigen Störungen durch atmosphärische Einflüsse (Gewitter und so weiter) zu überwinden. Um dem gesteigerten Verkehr



Abb. 16. Typendrucker für drahtlose Nachrichtenübermittlung.

zu genügen, sollen die vier alten Großmasten von Nauen durch sieben neue von je 210 Meter Höhe ersetzt werden; zur Beschaffung der dazu nötigen Geldmittel hat die Transradio ihr Kapital um 25 Millionen Mark erhöht.



Schnellempfang: Aufnahme des täglich regelmäßigen Verkehrs von Lyon (Frankreich) nach Otter Cliffs (Maine) bis zu 50 Worten in der Minute.

Aufnahmen von Laboratoriumsversuchen, steigend von 100—600 Worten in der Minute. a) 100 Worte, b) 300 Worte, c) 400 Worte und d) 600 Worte in der Minute.

Mehrfachempfang: Aufnahmen zweier Wellen verschiedener Hörfrequenz auf einer Antenne. a) 1000 Schwingungen und b) 1025 Schwingungen in der Minute.

Abb. 17. Funkenspruchempfang auf Lichtbildstreifen.

Man baut heute Hochfrequenzmaschinen (Abb. 15) von vielen hundert Pferdekräften, die sich durch ganz unscheinbare Vorrichtungen selbst innerhalb einer Umlaufschwankung von $\pm$ 0,2 Promille einregulieren. Mit dem Verschwinden der hohen Empfangsantennen ist man viel unabhängiger von den erwähnten atmosphärischen Störungen geworden. Mechanische Vorrichtungen

(Schnellschreiber, Abb. 16 und 17) zeichnen die drahtlosen Telegramme automatisch auf und ermöglichen einen erheblich schnelleren Verkehr als auf dem alten Wege durch das Kabel. Man hat gelernt, aus fahrenden Eisenbahnzügen drahtlos zu telegraphieren und zu telephonieren.

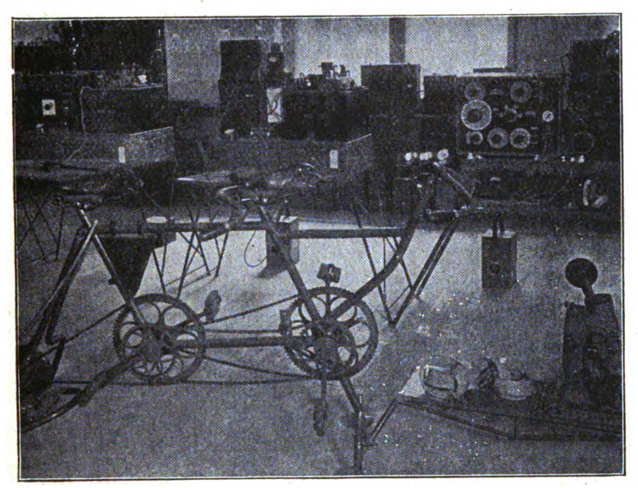


Abb. 18. Tragbare Feldstationen mit Stromerzeugern für militärische Zwecke.

In letzter Zeit ist sogar wieder eine engere Verbindung mit der Drahttelegraphie herbeigeführt worden, indem man jetzt die Telegraphen- und Telephondrähte, ja sogar Hochspannungsleitungen gleichzeitig zur Nachrichtenübermittlung auf drahtlosem und dem Drahtweg benützt. Wieviel bleibt uns eigentlich nach nur fünfundzwanzig Jahren drahtloser Telegraphie, auf diesem Gebiet noch zu wünschen übrig?

Die Arbeit des Landmanns

Von Dr. S. v. Jezewski

Das Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft, mit dessen Durchführung soeben begonnen wurde, hat das Ziel, die Ernährung unseres Volkes aus den Erzeugnissen der eigenen Scholle sicherzustellen und uns von dem Milliardentribut zu befreien, den wir heute für die Einfuhr von Nahrungs- und Futtermitteln dem Auslande zu entrichten haben. Vor dem Weltkriege konnte die deutsche Landwirtschaft etwa 83 Prozent der damaligen Reichsbevölkerung ernähren. Durch die Erschöpfung unserer Felder und den Verlust wichtiger Überschußgebiete im deutschen Osten ist aber der Umfang der Ernten so stark zurückgegangen, daß sie, wenn wir die Lebensweise der Vorkriegszeit beibehalten wollten, nur noch zur Ernährung von 42 Prozent der jetzigen Einwohnerzahl ausreichen würden. Die Forderung der landwirtschaftlichen Selbstversorgung könnte unter diesen Umständen zunächst hoffnungslos erscheinen, wenn nicht ein Blick auf die bisherigen Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik uns die Möglichkeit ihrer Erfüllung vor Augen führen würde.

Das Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik hat eine gewaltige Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge gebracht. Der größte Fortschritt war unstreitig die Einführung der künstlichen Düngung, deren Anwendung heute dank einer jahrzehntelangen Aufklärungs- und Werbearbeit bis in das fernste Dorf gedrungen ist. Von hoher Bedeutung ist sodann die verbesserte Bodenbearbeitung, die namentlich mit der Ausbreitung des Hackfruchtbaues sich einführte. Als Glanzleistung strenger

und angewandter Wissenschaft sind die überraschenden Erfolge der Saatgutzüchtung anzusehen, denn erst die Verwendung hochgezüchteten Saatgutes setzt den Landwirt in den Stand, dem Boden die höchsten Erträge abzuringen.

Dank all diesen Fortschritten und Verbesserungen ist es gelungen, im Laufe eines halben Jahrhunderts die Erträge unserer Fluren nahezu zu verdoppeln. Während man beispielsweise um das Jahr 1860 vom Morgen erst 5 bis 6 Zentner Roggen erntete, stellte sich der Ertrag von derselben Fläche in der Zeit vor dem Kriege im Reichsdurchschnitt auf 9 bis 10 Zentner, in den bestgeleiteten hochrationell arbeitenden Wirtschaften sogar auf 13 bis 15 Zentner Roggen auf je einen Morgen.

Gleichzeitig begann die sich ausbreitende maschinelle Bodenkultur den Bedarf an menschlicher Arbeitskraft mehr und mehr zu verringern. Weite Flächen werden heute vom Dampfpflug umgebrochen, zur Erntezeit rattert die Mähmaschine über das Feld. Immer seltener hört man heute auf dem Lande noch den Klang der Dreschflegel, der uns noch aus den Kindertagen im Ohr klingt; nun hört man meist das Surren der Dreschmaschine.

An dem wichtigsten aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse, dem täglichen Brote, läßt sich die Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit, die mit dem Maschinenzeitalter heraufgekommen ist, deutlich erweisen. Durch eine große Zahl betriebswissenschaftlicher Untersuchungen sind wir über den Arbeitsverbrauch der verschiedenen landwirtschaftlichen Verrichtungen genau unterrichtet. Auf den Morgen landwirtschaftlicher Fläche kamen um das Jahr 1870 etwa 7¾ Arbeitstage zu je 10 Stunden. Seitdem ist der Bedarf an Handarbeit infolge Verwendung von Maschinen auf etwa 7 Arbeits-

tage für den Morgen und das Jahr gesunken; er kann durch ausgiebigste Heranziehung des Selbstbinders und der Dampfdreschmaschine vielleicht noch bis auf etwa 6 Arbeitstage vermindert werden.

Bei den einzelnen Fruchtarten ist die erforderliche Arbeitsleistung verschieden. Die höchsten Ansprüche stellt die Zuckerrübe mit 16 jährlichen Arbeitstagen für den Morgen, auch die Kartoffel verlangt noch $9^3/_4$ Tage, das Getreide dagegen nur $5^1/_2$, die Futterpflanzen nur $1^3/_4$ Arbeitstage für einen Morgen Anbaufläche.

Es könnte zunächst überraschen, daß der Anbau von 1 Morgen Roggen beispielsweise nicht mehr als $5^1/_2$ Arbeitstage oder 55 Arbeitstunden im ganzen Jahre erfordern soll. So beansprucht das Ausfahren und Ausbreiten des Düngers für einen Morgen etwa 2 Tage, das Pflügen durchschnittlich einen halben Tag, die Aussaat mit der Drillmaschine $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunde. Die Mähmaschine bewältigt täglich 10 bis 20 Morgen Getreide und mehr, schneidet also einen Morgen in $^1/_2$ bis 1 Stunde, während mit der Sense, je nach Dichte und Gleichmäßigkeit des Pflanzenstandes, am Tage 1 bis 3 Morgen geschnitten werden können.

Nimmt man an, daß vor zwei Menschenaltern zum Anbau von einem Morgen Roggen noch etwa $6^1/_2$ Arbeitstage erforderlich waren, und daß von dieser Fläche 5 Zentner Korn geerntet wurden, so wären in 65 Stunden insgesamt 500 Pfund Brotkorn, in einer Stunde also knapp 8 Pfund Roggen erzeugt worden. Vor dem Kriege wurden in den Durchschnittsbetrieben in $5^1/_2$ Tagen 10 Zentner Roggen, in einer Stunde also 18 Pfund Roggen erzeugt, das ist mehr als das Doppelte der früheren Produktion. In den modernsten Betrieben endlich genügten zur Hervorbringung von 15 Zentnern Roggen

45 Arbeitstunden, hier wurden in einer Stunde 33 1/3 Pfund Brotkorn erzeugt. Die Erträge, die wir vor dem Weltkriege erst als Höchstleistungen einiger Musterwirtschaften anzusehen hatten, dürften nach einem Menschenalter, wenn die neuen Verfahren in der Masse der bäuerlichen Wirtschaften eingeführt sind, die Durchschnittsleistungen aller Betriebe sein, vor denen die Pioniere des Ackerbaues alsdann wieder einen ähnlichen Vorsprung haben werden wie in der Gegenwart.

Auch auf dem Gebiete der Viehzucht hat sich ein ähnlicher Aufstieg vollzogen. Vor allem große Fortschritte in der Züchtung leistungsfähiger Tierrassen und in der rationellen Verwertung der Futtermittel, während die arbeitsparende Wirkung der Maschinen hier allerdings nicht im gleichen Maße sich geltend zu machen vermochte wie im Ackerbau.

Das landwirtschaftliche Hilfswerk hat nun die Aufgabe zu erfüllen, durch den beschleunigten Ausbau und die allgemeine Verbreitung der fortschrittlichen Kulturverfahren die Kriegschäden zu heilen und die Ernteerträge auf die Vorkriegshöhe und über diese hinaus zu heben.

Eines der wichtigsten Mittel zur Produktionsteigerung ist die künstliche Düngung, die nach dem Raubbau der Kriegsjahre nötiger ist denn je zuvor. Erfreulicherweise ist unsere Industrie heute in der Lage, den gesamten Bedarf der heimischen Landwirtschaft an dem wichtigsten Düngemittel, dem Stickstoff, selbst zu decken. Die Stickstoffmengen, die sie liefern kann, steigen von Jahr zu Jahr. Während vor dem Kriege dem deutschen Acker jährlich erst etwa 2,3 Millionen Doppelzentner Stickstoff zugeführt wurden, stehen im laufenden Jahre bereits

3,5 Millionen Doppelzentner zur Verfügung, im nächsten Jahre sogar mehr als 5 Millionen Doppelzentner. Die Zufuhr von einem Doppelzentner Stickstoff gewährleistet aber eine Mehrerzeugung von 2 bis 3 Doppelzentnern Körnern beziehentlich von 20 Doppelzentnern Kartoffeln oder Zuckerrüben.

Soll aber das Hilfswerk rasch und erfolgreich zum Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft beitragen können, so müssen die Erkenntnisse und Errungenschaften der Neuzeit in die große Mehrzahl aller landwirtschaftlichen Betriebe Eingang finden. In dieser Hinsicht bleibt allerdings noch eine gewaltige Arbeit zu leisten. Vor dem Kriege bestand eine sachgemäße Betriebsführung erst bei rund 22 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe, während die überwiegende Zahl noch mehr oder minder rückständig geleitet war. Die Durchführung des landwirtschaftlichen Hilfswerkes ist daher in erster Linie eine Bildungsfrage. Landwirtschaftliche Fachschulen aller Art, Ackerbauschulen und Winterschulen, Wanderlehrer und Wanderredner müssen die berufliche Bildung unserer Landbevölkerung in verstärktem Maße zu heben suchen. Mit treffenden Worten kennzeichnet Professor Doktor Fr. Aereboe die Verhältnisse, wenn er schreibt: „Die große Masse des Volkes ahnt nicht, was sich aus dem deutschen Heimatboden machen ließe, wenn seine Schätze gehoben würden. Hundert Millionen Menschen könnten wir auf ihm leicht ernähren, wenn die Menschen nur danach wären."

Die Abschließung und Trockenlegung der Zuidersee

Von Professor Adolf Keller

Die größte Bucht der Nordsee, die zwischen den holländischen Provinzen Nordholland, Utrecht, Gelderland, Overyssel und Friesland tief ins Land einspringende Zuidersee war im Altertum ein vom Meer abgetrennter Süßwassersee, bis die großen Sturmfluten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit ihren gewaltig hereinbrechenden und zurückflutenden Wassermassen die Landbarre zersägten, deren Verlauf noch heute aus der Flucht der vier großen vorgelagerten Inseln Texel, Vlieland, Terschelling und Ameland und der sie umgebenden Untiefen erkannt werden kann. Das Gebiet des Sees umfaßt 3139 Quadratkilometer, mit den zugehörigen Watten 5250 Quadratkilometer, seine Tiefe beträgt im Mittel etwa dreieinhalb Meter, an der tiefsten Stelle etwa vier Meter, während in der Ausmündungsöffnung des Texelgat und des Vliegat größere Tiefen (bis elf Meter) vorkommen. Unter den einmündenden Flüssen ist die Yssel der größte.

Wiederholt dachte man daran, das bei den Sturmfluten verloren gegangene Land wieder zurückzugewinnen. Im Jahre 1848 schlug van Diggelen vor, den alten Zustand durch Abdämmung der Lücken in der vorgelagerten Inselreihe wieder herzustellen, doch bietet die große Tiefe des Vliegat zu erhebliche Schwierigkeiten. Beijerink wollte sich 1860 mit einer Abschließung und Trockenlegung des südlichsten Teiles von Enkhuizen über die Insel Urk zur Ketelmündung begnügen, aber sein

Konzessionsgesuch wurde 1870 von der Regierung abgelehnt, die in richtiger Beurteilung der großen wirtschaftlichen Tragweite des Unternehmens die Ausführung sich vorbehielt, um alle Spekulationen auszuschalten. Als aber im Jahre 1871 die Regierung mit eigenen Vorschlägen zur Ausführung des großen Unternehmens vor die Volksvertretung kam, fand sie nicht die nötige Unterstützung. Erst der daraufhin gegründeten privaten Zuidersee-Vereinigung gelang es in jahrzehntelangen Arbeiten durch eingehende Untersuchungen die wissenschaftlichen Grundlagen für das Unternehmen zu gewinnen und die öffentliche Meinung auf die Vorteile und wirtschaftliche Bedeutung des Werkes hinzuweisen. Die Frucht dieser Vorarbeiten war der großangelegte Plan, die Zuidersee durch einen Damm von der nordholländischen Küste über die Insel Wieringen hinweg bis nach Piaam in Friesland abzuschließen und dem dadurch abgetrennten Ysselmeer durch vier große Einpolderungen noch erhebliche Flächen nutzbaren Landes abzuringen. Nach geringfügigen Abänderungen durch die 1892 zur Prüfung bestellte staatliche Kommission wurden die vorgelegten Pläne gebilligt und ihre Ausführung durch den Staat in Aussicht genommen. Die Bauzeit des jetzt bereits in Angriff genommenen Hauptdammes soll acht Jahre betragen, während in einer Bauperiode von zweiunddreißig Jahren die Einpolderung der vier Landflächen so allmählich betrieben werden soll, daß keine allzugroße Entwertung des Landes durch zu großes Angebot von Neuland eintreten wird.

Das erste Stadium der Abschließung hat bereits begonnen, und es soll durch den Dammbau der Wasserspiegel des Ysselmeeres um etwa vierzig Zentimeter unter den bisherigen Stand gesenkt werden. Die durch die Zu-

flüsse beigeführten Wassermengen müssen daher zur Zeit der Ebbe durch Schleusen im Damme dem Meere zuge-



Übersichtskarte der geplanten Trockenlegung der Zuidersee.
(Polder heißt im Holländischen das durch Abdeichung dem Meere entrissene Land.)

führt werden. Diese Schleusen sind bei Wieringen geplant; sie sind im ganzen 300 Meter breit und bestehen aus sechs Gruppen von je vier Schleusen mit

12½ Meter Öffnung und 4 Meter Tiefe, zu denen noch zwei Schiffahrtschleusen hinzutreten. Sie führen ihre Wasser in einem 1000 Meter breiten Kanal dem Meere zu. Der Damm wird 30 Kilometer lang und durchquert mit Ausnahme einer 7 Meter tiefen Stelle nur mäßige Tiefen. Das Erdreich zur Aufschüttung wird der Insel Wieringen entnommen, die zur Dammverkleidung nötigen wasserundurchlässigen Schichten sollen durch Baggerungen gewonnen werden, welche zur Offenhaltung von Häfen in dem gesenkten Yſſelmeer sowieso nötig sind. Der Damm wird die gewöhnliche Flut um 5 Meter überragen und noch 2½ Meter über den höchsten bisher bekannten Wasserstand hinausgehen. Besondere Schwierigkeiten bietet der Schluß der letzten Öffnung, da durch die Gezeiten starke Strömungen in derselben auftreten werden, welche zur Zerstörung des Dammkopfes und zu Auswaschungen des Untergrundes führen müssen. Man will den Schwierigkeiten dadurch begegnen, daß man in der Mitte der Hauptstrecke zwischen Wieringen und Piaam eine Arbeitsinsel aufschüttet, so daß der Dammbau von vier Arbeitstellen aus begonnen und bis auf die zwei letzten Öffnungen von zusammen 16 500 Meter Länge ruhig durchgeführt werden kann. In diesen letzten Strecken soll dann durch riesige Senkstücke aus Faschinen oder Beton von 60 bis 150 Meter Länge ein bis 150 Meter breiter Damm allmählich bis zur Wasseroberfläche aufgebaut und zuletzt mit der Dammkrone besetzt werden. Im allgemeinen soll der ganze Damm an der Sohle 60 Meter breit werden und seine Krone soll eine Fahrstraße und die zweigleisige Bahnverbindung von Friesland nach Nordholland aufnehmen. Die Baukosten für den Abschlußdamm sind auf 68 Millionen Mark berechnet.

Die natürliche Folge der Abschließung wird die Aussüßung der Zuidersee sein, und wenn dabei auch die Seefischerei durch das Aussterben der Meeresfauna erheblichen Schaden erleidet, so wird er doch bei weitem durch die Vorteile aufgehoben, die in der besseren Wässerung der geplanten Polder, in dem ganz erheblichen Sturmflutschutz der Deiche und in der Auffrischung des Wassers in Nordholland und Friesland bestehen.

Bei den geplanten Einpolderungen handelt es sich um 360 000 Hektar Land, und zwar sollen zuerst das Wieringer Meer, dann der östliche und hierauf die südlichen Polder in Angriff genommen werden. Die Eindämmungen können unter dem Schutz des Abschlußdammes erheblich billiger hergestellt werden als am offenen Meer. Zur Abbeförderung des Regenwassers und der Quellungen von der See her sind große Dampfpumpwerke von zusammen 17 000 Pferdestärken vorgesehen. Die Kosten der gesamten Eindeichung sind auf 221 Millionen Mark veranschlagt, werden sich aber durch den Verkauf des gewonnenen Landes voraussichtlich wieder einbringen lassen.

Das ganze Gelände fällt leicht gegen Südosten auf Medemblik zu, wohin alle Entwässerungskanäle der vier Abteilungen des Polders zusammenlaufen und wo das Pumpwerk Aufstellung findet. Ein Ringkanal umzieht den Polder, um die bisherigen Häfen der Schiffahrt zugänglich zu erhalten. Ein Netz von Hauptwegen und Hauptgräben teilt das Land in Streifen von 2000 Meter Breite. Senkrecht dazu ziehen Seitenwege und Seitengräben in 1000 Meter Abstand, so daß Landstreifen von 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite entstehen, die durch weitere kleinere Graben in Stücke von 500 Meter Länge und 100 Meter Breite zerteilt werden.

Mit diesem Werke unternimmt Holland die größte Aufgabe, die bisher auf dem Gebiete der Landgewinnung in Angriff genommen wurden. Es kann kein Zweifel bestehen, daß nur der Staat ein derartiges Unternehmen durchführen kann, wenn er auch Herr seiner wirtschaftlichen Auswirkungen bleiben will. Ein vorsichtiges Zügeln der Bautätigkeit soll der Entwertung des Landes durch Überangebot entgegenwirken, auf der anderen Seite soll die Ausschaltung der Spekulation dem Siedler die vollen Vorteile des erschlossenen Neulandes zukommen lassen. Allgemein hat sich denn auch das Verständnis für die Größe dieser Kulturaufgabe durchgesetzt, und wenn auch erst die Zukunft Schlüsse über die finanzielle Ertragfähigkeit des Unternehmens zulassen wird, so muß man umso mehr den Weitblick anerkennen, der neben den wirtschaftlichen Zahlen auch den idealen Wert dieser Großtat der Kultur in Rechnung zu setzen weiß.

Die Auflösung des dritten Preisrätsels lautet:

Acht' nicht gering das kleinste Ding.

Als Preisträger wurden ausgelost:

Den 1. Preis zu 150 Mark erhielt:

Martin, Fritz, Militäranwärter, Heidenau b. Dresden.

Den 2 Preis zu 100 Mark erhielt:

Flacke, Karl-Heinz, Dortmund.

Die drei Preise zu je 50 Mark entfielen auf:

Lasse, Max, Hilfszahlmeister, Dresden-A.; Ludewig, Johannes, Drogist, Chemnitz; Sapp, Lüder, Blumenthal i. Hann.

Zehn Preise zu je 30 Mark entfielen auf:

Buhles, Fritz, Bergmann, Waldmohr (Pfalz); Friedrich, Julius, Lehrer, Görkau (Böhmen); Gruß, Paul, Chemnitz; Klingelmeyer, Auguste, Frau, Gießen; Köhler, Max, Lokomotivführer a. D., Holzminden; Lorenz, Karl, Magdeburg; Picard, Bruno, Maurermeister, Schlotheim i. Thür.; Schmidt, Paul, Lehrer, Berlin; Sieburg, E., Frau, Bockenem a. Harz; Zacher, Hermann, Kirchendiener, Jena.

Fünfzehn Preise zu je 20 Mark entfielen auf:

Fischer, Otto, Lehrer, Geneiken (Kreis Erkelenz); Fuchs, H., Phil., Evansville (Ind.), U. S. A.; Heckmann, Hugo, Porto Alegre (Bras.); Hille, Kurt, Obersteuersekretär, Dresden-N.; Hübner, Otto, Reichenbach i. Schl.; Keil, Paul, Kasseninspektor, Zwickau i. Sa.; Löhning, Margarete, Assistentin, Stralsund; Maier-Noris, Karola, Fräulein, München-Laim; Panzer, Paul, Schöneck i. Vogtl.; Rehak, Franz, Lehrer, Kunnersdorf b. Zwickau (Böhmen); Sachse, Paul, Schüler, Schlotheim i. Th.; Schasse, Auguste, Frau, Hannover; Schütz, Adolf, Fabrikant, Reichenberg (Böhmen); Taegtow, Friedrich, Lehrer, Boa Vista do Herval, Rio Grande do Sul (Bras.); Wendt, F., Lederfabrik, Hirschberg (Saale).

Wir danken den vielen treuen Lesern unserer „Bibliothek“, die durch Einsendung einer Lösung, wenn sie auch nicht allen Bedingungen genügte, zum Teil in Gedichtform, ihr Interesse bewiesen; besonders allen denen, die in Begleitschreiben ihre Anhänglichkeit an unsere Zeitschrift mit wohlgemeinten Anerkennungen und mancherlei Ratschlägen Ausdruck gaben. Unser Dank für solche Treue gilt vor allem denen, die, im Ausland lebend, aus der Ferne Grüße an uns sandten und uns bezeugten, daß auch unsere roten Bändchen dazu beitragen, die Verbindung mit der deutschen Heimat, sei es jenseits des Meeres in Amerika oder in den gewaltsam abgetrennten Gebieten an den Grenzen unseres Vaterlandes, lebendig und frisch zu erhalten. Wir bleiben auch im neuen Jahrgang bemüht, unseren Freunden in mancherlei Form Anregung und Unterhaltung zu bieten und frohe Stunden zu verschaffen. Dazu soll auch ein neues Preisausschreiben im Jahrg. 1923 beitragen, über das wir später Genaueres mitteilen werden.

Mannigfaltiges

Ein berühmtes Liebespaar

„Wo hast du deine Lieder her, o Nachtigall?" —
„Ich danke sie der Liebe zu der Rose!"

In der Poesie des Orients ist die Nachtigall und die Rose ein vielgefeiertes, romantisches Liebespärchen. Der Liebhaber ist der Vogel. Da im Deutschen der Nachtigallenname nicht männlichen Geschlechts ist, wählten unsere Übersetzer für den schmachtenden Sänger die Bezeichnung „Sprosser". Die Nachtigall der orientalischen Dichtung wurde zum Symbol und Vorbild eines leidenschaftlichen, sich in tödlicher Glut verzehrenden Anbeters. So singt der persische Dichter Dschami von sich selbst als von dem Sprosser, der im Herbst nach der Geliebten klagt, und so mancher andere vergleicht sich oder sonstige Verliebte mit der Nachtigall. Persien, das Rosenland, ist die Heimat der Nachtigall-Rosen-Fabel. Seine Dichter wetteiferten darin, das Pärchen phantasievoll zu umweben, zarte Szenen und rührende Situationen zu seinem Ruhm zu ersinnen. Der Dichter Attar schildert eine Gerichtsitzung, wo der Sprosser als Angeklagter auftritt. Die gesamte übrige Vogelwelt beschwerte sich bei Salomo, daß die unaufhörlichen nächtlichen Klagen der Nachtigall ihnen den Schlaf störten. Aber der Liebhaber weiß sich so rührend mit der sinnverwirrenden Leidenschaft zu entschuldigen, die ihm die Rose eingeflößt, daß der weiseste aller Herrscher ihn nicht nur freisprechen, sondern auch die Wohltat begreiflich findet, herbes Leid in Klageliedern auszuströmen.

Jamis schildert in Versen, wie die Rose, die einst weiß war, ihre rote Farbe erhielt. Im Anfang herrschte die Lotosblume über alle Pflanzen. Aber sie gehörte zu den Gewächsen, die nachts schlafen wollen. Das gefiel den Blumen nicht, und so baten sie Allah, ihnen statt der schläfrigen Lotos einen Herrscher zu geben, der auch nachts für sie wachte. Da sandte ihnen Allah als Herrscherin die jungfräulich weiße, mit schützendem Dorne bewehrte

Rose. Kaum erblickte die Nachtigall die blendend-schöne Blüte, so ergriff gewaltige Leidenschaft ihr Herz, und im Überschwange des Gefühls drückte sie es fest, fest gegen die Geliebte, und siehe, da ward es grausam verwundet vom Dorne der Spröden; Blut färbte die weiße Blume mit herrlichem Rot.

Andere Dichter schildern, wie sich die Nachtigall so übermäßig am Duft der Rose berauscht, daß sie trunken vom Aste zu Boden fällt — oder wie sie keine Rose brechen sehen kann, ohne schmerzliche Klagetöne anzustimmen. Es wird aber auch von Nachtigallen gesungen, die aus Liebe zur Rose starben, an gebrochenem Herzen hinsiechend. Mitunter wird die Nachtigall auch heiter aufgefaßt. So erscheint der Sprosser als ein glücklich und selig im Buche der Rose Studierender:

„Hört, wie im Frühling die Freude und Liebe nur kosen,
Und wie die Sprosser dann lesen in Büchern der Rosen."

Singend wird die dort gefundene Wissenschaft der Welt verkündet:

„Lieblich in der Rosenzeit hält die Liebe Schule,
Es doziert die Nachtigall vom Doktorenstuhle."

Rose und Nachtigall zum Liebespärchen zusammenzuführen, würde bei uns naturgeschichtlich nicht richtig gewesen sein. Die Rose ist ja in unseren Gegenden nicht Frühlingsbote wie im Orient, denn sie beginnt meist erst zu blühen, wenn die Nachtigall zu singen aufhört. Im Morgenlande gehören beide demselben lieblichen Jahresteil an, und in Persien kommt noch dazu, daß sich ihre Namen reimen, denn die Nachtigall heißt „Bülbül", die Rose aber „Gül". Dieser Name bedeutet soviel wie „Blume" überhaupt. Daraus geht hervor, daß die Rose dem Perser die Blütenschöne, ja die Blume aller Blumen ist. K. v. J.

Die ersten Fuchsiabäume

An den schönen Anblick blühender Fuchsiabäume sind wir so gewöhnt, daß es uns wunderlich anmutet zu hören, daß erst Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ihre Züchtung erfolgte. Bis dahin begnügte man sich, die reizvolle Pflanze, die

Plumier, der Leibarzt Ludwigs XV., seinerzeit aus den Wäldern Perus nach Europa gebracht hatte, in strauchartiger Form zu ziehen. Auf den Gedanken, die Fuchsia baumartig zu ziehen, kam zuerst ein vielseitig tätiger Mann, der Bäcker, Bildhauer, Gärtner und ein großes Original war. Er hieß de Brayn und wohnte in Mecheln. Als Bäcker formte er Zuckerstatuetten und interessierte sich auch für Brunnenstatuen. Über Brunnenanlagen nachsinnend, kam er dazu, sich mit Hydraulik zu beschäftigen, und dabei geriet er in weiteres Nachdenken, auf welche Art Pflanzen am besten bewässert werden könnten. Die Folge war, daß er sich nun auch noch mit Gärtnerei befaßte. Unter anderen Aufgaben, die er sich stellte, war auch die, die damals allgemeiner bekannt werdende Fuchsia globosa zum Kronenbaum heranzuziehen, und das Ergebnis seiner Bemühungen blieb nicht aus. Er erzielte Stücke, die drei Meter Höhe und achtzig Zentimeter Kronendurchmesser aufwiesen. Dieses gärtnerische Kunststück erregte vor seinem Hause die Aufmerksamkeit aller Spaziergänger und Blumenliebhaber. Als er einen Baum mit Hunderten von Blüten auf einer Ausstellung sehen ließ, erhielt er einen Preis. Der Fuchsiabaum wurde überschwenglich gerühmt und als herrlicher Schmuck für Gärten, Gewächshäuser und Festsäle empfohlen. Als das Ausstellungskomitee hörte, daß Herr de Brayn hundert solcher Fuchsiabäume besäße, begaben sich die Herren in seinen Garten und bewunderten die seltene Pracht. Das Komitee hätte nun gern einige Fuchsiabäume angekauft, aber der Züchter erklärte, daß er nur alle hundert Bäume zusammen abgebe. Stundenlang unterhandelte man mit dem Sonderling, aber er blieb unerschütterlich. Endlich gelang es, ihm das Geständnis zu entreißen, daß eine eigentümliche religiöse Vorstellung es ihm unmöglich mache, die hundert Bäume „auseinanderreißen" zu lassen. Der größte von ihnen erschien ihm in seiner frommen Phantasie als Christus, die beiden nächsthohen als St. Peter und St. Paul. Zehn andere galten als die übrigen Apostel. Auch für den Rest gab er eine wunderliche Erklärung. Die Macht dieser Vorstellung war größer als menschliche Überredungskünste. Das Komitee mußte sich mit zwei anderen Bäumen begnügen, die nicht zu den Hundert gehörten.

De Brayn, dessen Name mit der Geschichte der Fuchsia dauernd verknüpft ist, hatte sie für einen Nachbarn gezogen, aus dessen Garten man sie holte. K. v. Jezewski.

Allerlei Schmuck und Dachziegel aus Perlmutter

Die Perlmuscheln liefern neben den echten Perlen noch die Perlmutter, die in einer mehr oder weniger dicken Schicht die Innenseiten der Schalen auskleidet und wegen ihres reizvollen Farbenspieles zu allerlei Schmucksachen und Ziergegenständen Verwendung findet. Es zeigte sich aber, daß dieselben Muscheln nicht gleichzeitig Perlen in großer Zahl und Perlmutter von guter Beschaffenheit liefern. So kommen von der Insel Zeylon, vor allem aus dem Golf von Manaar, zwar die zahlreichsten und schönsten Perlen der Welt. Die Muscheln jedoch bleiben in den Gewässern von Zeylon klein; sie überschreiten nicht die Größe eines Handtellers, auch ihre Dicke ist gering, so daß sie in der Perlmutterindustrie kaum verwendbar sind, obwohl ihre Innenfläche sich durch Glanz und schönes Aussehen auszeichnet.

Perlmutter von guter Beschaffenheit liefern dagegen die Perlmuschelbänke des Roten Meeres. Die Schalen bilden ein wichtiges Ausfuhrgut Arabiens; sie wurden vor dem Kriege in ganzen Ladungen nach Triest verschifft, die schönsten Stücke gingen nach Jaffa und Jerusalem, wo die Anfertigung von Perlmuttergegenständen einen ansehnlichen Industriezweig bildet. Die beste Perlmutter der Welt stammt aus den Gewässern in der Umgebung der Suluinseln, die zwischen den Philippinen und der Nordspitze von Borneo liegen; aber die dortigen Muscheln liefern nur verhältnismäßig wenig Perlen. Die Muschelschalen der Suluinseln sowie der benachbarten Tawi-Tawi-Inseln erreichen eine bedeutende Größe; ihr Gewicht beträgt im Durchschnitt dreiviertel Pfund, die schwersten Stücke wiegen jedoch bis zu zwei Pfund. Die Perlmutterschicht dieser Stücke ist besonders rein und hat einen hohen Glanz. Nach der Stadt Makassar, über die sie vielfach in den Handel kommen, heißen sie gewöhnlich Makassarschalen. Die Perlmutter dient zur Herstellung von Knöpfen, Messergriffen, Andenkenartikeln und allerlei kunstgewerblichen Gegenständen.

Die schlechteren Stücke finden in Asien eine eigenartige Verwendung; nach einer Mitteilung von Professor K. Andrée werden sie dort an Stelle von Dachziegeln benutzt. Dr. S. v. J.

Die Grenze des Hellsehens.

Es ist eine alte Praxis, wenn einer gestohlen hat und davonrennt, dabei zu schreien: „Haltet den Dieb!" Mancher ist mit diesem Trick den Verfolgern entronnen. Heute werfen die Okkultisten wieder einmal den Gelehrten vor, sie kümmerten sich nicht um die Erforschung der Geisterwelt. Wenn die Gelehrten aber Experimente mit den Medien vornehmen wollen, dann sind diese guten Leute meist nicht disponiert, oder ziehen es vor, im Dunkel zu bleiben, wo bekanntlich gut munkeln ist. So war es früher und wird es wohl auch künftig so bleiben. Man sollte aber dann doch darauf verzichten, vorwurfsvoll zu erklären, die Wissenschaft kümmere sich nicht um die Tatsachen des Okkultismus.

Im Jahre 1852 erschien in England der „erste Magnetiseur Europas", ein Monsieur Lassaigne, und mit ihm die „hervorragendste Hellseherin" Prudence Bernard. Als sie nach Manchester kamen, um sich dort bestaunen zu lassen, brachten die geschäftstüchtigen Leutchen Zirkulare in die Öffentlichkeit, worin zweiunddreißig anerkennende Auszüge aus Londoner Zeitungen abgedruckt waren. Der damals berühmte Arzt James Braid, der Vorkämpfer der Hypnose und Suggestionstherapie, verschaffte sich einen guten Platz, um die Darbietungen genau beobachten zu können. Unter anderem zeigte Fräulein Prudence, daß sie lesen und Karten zu spielen vermochte, während ihr die Augen so fest verbunden waren, „daß kein Lichtstrahl dieselben erreichen konnte". Während das Spiel vorbereitet wurde, beobachtete Braid, wie die Dame nachdenklich ihr Gesicht auf die Hände legte. Er sagt: „Das geschah zweifellos nur deshalb, um den Verband ganz in Ordnung zu bringen, damit ja kein Lichtstrahl in die Augen dringen konnte."

Die Hellseherin machte dieses Manöver zweimal, so daß Braid einige Freunde darauf aufmerksam machte, welche die Richtigkeit seiner Beobachtung bezeugten. Nun begann Fräulein Prudence

ihre hellseherische Tätigkeit, und die Anwesenden schienen vollkommen überzeugt von dem übernatürlichen Vorgang.

Nun trat James Braid vor und ersuchte um eine kleine Änderung der bisherigen Art der Schaustellung, die ihm umso leichter zu bewerkstelligen schien, da in den Zirkularen behauptet wurde, Fräulein Prudence besäße die Fähigkeit, durch Steine und Wände sehen zu können. Braid wünschte, die Dame möge einen Bogen dünner Pappe so um ihren Hals befestigen, daß er nach oben den Kopf umschließe und ihn trichterförmig so überrage, daß man weder darüber hinweg noch darunter hindurch sehen könne. Die Dame erklärte, sie sei nicht imstande, durch Pappe zu sehen. Um diesen Einwand zu entkräftigen, schlug Braid vor, ein Stück Pappe auszuschneiden und die entstandene Öffnung mit Watte und dem gefalteten Tuch zu verbinden, da sie behauptete, durch diese Stoffe hindurchsehen zu können. Da nun die Anwesenden diesen Vorschlag billigten und unterstützten, fürchtete Monsieur Lassaigne sich und die Hellseherin bloßzustellen, und weigerte sich hartnäckig und in unhöflicher Form, diesem Ersuchen zu willfahren. Braid verließ deshalb den Saal.

Bei einer anderen Vorstellung wünschte ein Herr sich zu überzeugen, wie weit das Vermögen der Dame reichte, ohne Gebrauch der Augen zu lesen. Er hatte einen kurzen Satz in französischer Sprache geschrieben, das Papier zusammengefaltet und in einen Umschlag gesteckt. Es wäre also nötig gewesen, durch vier Blätter Papier hindurchzusehen.

Nachdem die Hellseherin mit verbundenen Augen Karten gespielt und Geschriebenes gelesen hatte, erhob sich der Herr und sagte: „Würde wohl die Dame, nachdem die Watte und die Binde von ihren Augen entfernt sind, einige Worte lesen, die in deutlicher Schrift auf einem Blatt Papier stehen, das sich in einem gewöhnlichen Umschlag befindet?"

Die Antwort lautete: „Nein, das ist ein sehr schwieriges Experiment. Es geht nicht, wenn nicht etwas Licht auf die Worte fällt, die gelesen werden sollen."

Da rief ein Herr aus dem Zuschauerraum: „Oh, das verbreitet Licht auf das ganze Verfahren." B. Wei.

Ein gelehrtes Roß

Unter den Zirkusleuten gab es zu allen Zeiten aus irgend einem Grund merkwürdige Artisten. Denn außer den Angehörigen von Künstlerfamilien, die sich als eine Art von Adel fühlen, finden sich in dieser Welt Menschen aus allen Schichten. Heute lebt wohl niemand mehr, der sich an den einst so beliebten und bewunderten Kunstreiter Alfredo zu erinnern vermöchte. Dieser Artist stammte aus einer der ältesten Mecklenburger Patrizierfamilien und hatte in Greifswald und Berlin Medizin studiert. In jugendlichem Feuer begeisterte er sich für die Laufbahn eines Schauspielers und versuchte sein Glück bei der Bühne. Auf höchst romantische Weise geriet der junge Mann unter die Zigeuner, mit denen er in die weite Welt zog. Da es ihm aber auf die Dauer unter diesen halbwilden Naturmenschen doch nicht behagte, schloß er sich wandernden Zirkusleuten an und entwickelte sich zum Kunstreiter.

Eines Tages „arbeitete“ Mr. Alfredo in einer schlesischen Provinzstadt, und der Direktor hoffte besonders auf den Besuch der Schüler des Gymnasiums. Man wunderte sich, daß die jungen Leute ausblieben, und kam bald dahinter, worauf das beruhte. Der Rektor hatte seinen Zöglingen strengstens verboten, zu den „fahrenden Leuten“ zu gehen.

In dieser Not entschloß sich der sprachenkundige Alfredo, den Schulmann zu besuchen und ihm beizubringen, daß die Truppe nicht mit den gewöhnlich umherziehenden Banden auf eine Stufe zu stellen sei. Als er vor dem Rektor stand, kam er aber übel an. Der Gestrenge war durchaus nicht geneigt, sein einmal so entschieden ausgesprochenes Verbot aufzuheben.

Da schilderte der Kunstreiter seine Kollegen und auch die „Damen“ in gebührender Weise, es seien berühmte Künstler unter der Truppe, die dressierten Pferde fände man kaum irgendwo auf ähnlicher Höhe, das Staunenswürdigste aber sei ein kleines Pony, das alle Sprachen der Welt verstehe, und zwar ebensogut tote wie lebende.

Mißtrauisch blickte der gelehrte Mann den Artisten an, der nun eifrig fortfuhr, das Pferd zu loben, das zwar nicht sprechen könne, aber doch alles verstünde.

Mr. Alfredo führte seine Sache so geschickt, daß der Rektor begriff, einen nicht ungebildeten Mann vor sich zu haben, gegen den er nicht unhöflich bleiben wollte, und er versprach, den Zirkus selbst zu besuchen. Zur Vorstellung stellte sich der Rektor ein, begleitet von seinem Lehrerkollegium und den Schülern.

Zum Gaudium der Zuschauer rollte ein Clown, dem der „dumme August" dabei zu helfen versuchte, ein großes Faß umher. Niemand ahnte, daß Mr. Alfredo in diesem Faß verborgen war. Man hatte eine Vorrichtung darin angebracht, die es dem Kunstreiter ermöglichte, ohne allzu unangenehm geschüttelt zu werden, darin auszuhalten. Während die beiden lustigen Personen ihren Ulk mit dem Faß trieben, der im wesentlichen darauf hinauslief, daß der „dumme August", der sich darauf einem Kunstreiter gleich produzierte, ein ums andere Mal daran hinunterfiel, wurde das sprachenkundige Pferd, das auf den Namen „Phöbus" hörte, von der Tochter des Zirkusbesitzers vorgeführt. Unauffällig rollte der „dumme August" das Faß nahe zu dem Pferd heran. Dann entspann sich eine lächerliche Szene. Das Mädchen verlangte, man solle das Faß hinausschaffen. Da stritten sich die beiden Spaßmacher herum, wer diesem Befehl zu gehorchen habe. Keiner wollte sich dazu bereit finden. Endlich kam es zu einer Keilerei. August lief heulend davon, und auch der Clown rannte wütend hinaus. Das Faß blieb stehen.

Das Mädchen bat nun die Anwesenden, ein paar Worte in irgend einer Sprache zu zitieren.

Einer der Schüler sprach nun einen Vers aus Homers Ilias. Aus dem Spundloch des Fasses flüsterte Mr. Alfredo der kleinen Kunstreiterin zu: „Griechisch". Das Pferd senkte der Dressur entsprechend einige Sekunden wie nachdenklich den Kopf. Und gleich darauf rief das Mädchen laut: „Griechisch".

Die Schüler und einige der Lehrer zitierten weiter: Latein, Französisch, Italienisch, Englisch, Polnisch, Russisch — „Phöbus" verstand alles! Die jungen Leute und die sprachunkundigen Pfahlbürger staunten das gelehrte Rößlein wie ein Wunder an.

Jetzt versuchte der Rektor des Gymnasiums, „Phöbus" in die Enge zu treiben; er hatte den Zusammenhang erfaßt und suchte

nun den Kunstreiter mit einem indischen Zitat in Verlegenheit zu setzen. Mr. Alfredo hatte sich aber auch einmal mit altindischer Literatur beschäftigt und flüsterte dem Mädchen zu: „Sanskrit".

Dieses Wort klang der Kunstreiterin unbekannt und sie rief: „Schwanzritt". Nun gab es bei den Sprachkundigen ein fröhliches Gelächter. Aber manche Leute erzählten doch später noch, sie hätten einmal ein sprachenkundiges Pferd gesehen. S. S.

Zum Frieden

Zur Zeit der Friedensbestrebungen im Dreißigjährigen Kriege waren gewisse Redensarten sprichwörtlich geworden: „Wer Frieden mit einem Geharnischten machen will, muß eine geladene Muskete in Händen haben." — „Landfrieden wird nicht mit dem Abce, sondern mit dem Schwert erhalten." — „Will man mit betrüglichen Leuten unterhandeln, so kommt es zu einem Frieden, wie ihn Reincke Fuchs schließt: die Hühner und Gänse kehren die Beine über sich." — Gegen Sonderfrieden, für die da und dort gearbeitet wurde, liefen die Worte um: „Wir begehren entweder einen ganzen Frieden oder gar keinen; das ist ein schlechter Friede, den man einzelnen Gliedern gibt, wenn man unterdessen das Haupt zerschlagen will." — „Ein Friede, der zur Dienstbarkeit führt, von Vätern in der Not geschlossen, wird zum Fluche der Kinder und Enkel." — Ein Wort lautete: „Wenn alle Uhren im Reich zu gleicher Zeit eins schlagen werden, dann wird es zum Frieden kommen." — „Schwer hält es, einen Deutschen in Harnisch, aber noch schwerer, ihn drauß zu bringen, es sei denn, ein Friede käme zustande, der nicht neuen Krieg in sich birgt." — „Haben wir Haar' lassen müssen in diesen Kriegen, so wollen wir doch nicht, daß uns die Feinde durch einen schlechten Frieden auch noch das Fell vom Leib ziehen." — Ein denkwürdiger Ausspruch lief zu jener Zeit über die Neutralen um, die zum Friedensabschluß drängten: „Den Neutralen möcht' es gleich sein, ob wir zum Spott noch den Schaden haben. Es ist ein böses, aber natürlich Ding für die, so sich neutral halten: liegen sie vorne, so werden sie gedrückt, liegen sie hinten, so werden sie getreten. Ihre Taschen füllen sich, derweil die unseren sich leeren." H. Cruf.

Streng nach dem Gebot

In einer kleinen Stadt lebten zwei strenggläubige Puritaner in mehr oder weniger offen zur Schau getragener Feindschaft. Von Zeit zu Zeit bot sich ihrem Grimm immer wieder ein neuer Anlaß zur Entladung, und so gerieten sie bei einem festlichen Anlaß aneinander. Ein paar ruhige Männer, die voraussahen, wie der fast unvermeidliche Streit enden würde, hatten eben noch erreicht, daß die Kampfhähne einander aus dem Wege gingen. Kaum waren sie heimgegangen, da loderte der Zorn in beiden nur noch heftiger auf, denn Josua Parker hatte es recht gut gehört, wie sein Feind Elihu Pinkerton bemerkte, er wolle dem „lausigen Kerl" eine gewaltige Ohrfeige geben.

Abermals standen sie nun zornbebend einander gegenüber. Da trat ein friedlich gesinntes Mitglied der Gemeinde dazwischen und mahnte ernst: „So vertragt euch doch endlich als fromme Männer."

Kaum hatte er das gesagt, da rief Elihu Pinkerton: „He, Josua, hast du gehört, was ich dir zugedacht habe?"

Trocken erwiderte Josua Parker: „Irre ich nicht, so sprachst du von einer Ohrfeige."

Kaum war das ausgesprochen, da schlug Pinkerton dem ruhig vor ihm Stehenden ins Gesicht. Der rührte sich nicht, blickte den Angreifer fest an und fragte: „Du weißt doch, was in der Bibel steht? Man soll jemand, der einem auf die rechte Backe schlägt, auch die linke hinhalten. Ich halte mich an das Gebot."

Zum Staunen hielt nun Josua Parker ruhig seine Wange hin und nahm den zweiten Schlag entgegen. Kaum war das zur größten Überraschung aller Umstehenden geschehen, da machte sich Parker zum Angriff bereit. „Ihr habt gesehen, daß ich als frommer Mann die Gebote der Schrift achte. Gottes Wille ist erfüllt! Nun aber will ich auch den meinen haben!" Damit ging er auf Elihu Pinkerton los und verbläute ihn auf ganz barbarische Weise.

H. Hörn.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

Fön.

Humoreske von G. Mühlen-Schulte.

Der Dr. Olten ist ein Weiberfeind; wenn man ihm eine Frau vorstellt, so fletscht er die Zähne und knurrt. Man tuschelt, daß ihn seine Braut betrogen habe. Um neun Meter Popeline. Sie hatte gesagt, sie brauche achtundzwanzig Meter zum Brautkleid. Dr. Olten bezahlte den Posten, aber als er herauskriegte, daß eine Dame von der Statur seiner Braut nur neunzehn Meter Popeline brauchte, wobei auch schon ein ganz schöner Schmugroschen eingerechnet sei, da lüftete er zehn Minuten vor dem Standesamt den Hut und empfahl sich.

Dies ist in dürren Worten die Vorgeschichte von Dr. Oltens Abneigung gegenüber dem schönen Geschlecht.

Da man vom Weiberhaß allein nicht leben kann, so beschloß Dr. Olten, ein Sanatorium damit zu verbinden. Ein Sanatorium, in das nur Junggesellen aufgenommen werden sollten. Er wollte dieser Menschenspezies zu kerniger Gesundheit verhelfen, um auf dieser Grundlage später die kecke Hypothese von dem größeren Nährwert des Junggesellentums gegenüber dem Eheleben errichten zu können.

Dr. Olten fand im Schwarzatal ein Gefilde, wo trotz des rauhen Vorfrühlings eine Luft wie an der Riviera wehte. Dort kaufte er eine Villa, nannte sie „Adolescentia“, stattete sie mit Badewannen, Zimmerruderapparaten und Fieberthermometern aus und wartete auf Junggesellen.

Die Sache klappte. Der schwungvolle Hinweis in der Broschüre auf das Rivieraklima schlug durch, und nach vier Wochen war das Haus ausverkauft.

Da geschah etwas Furchtbares!

Ein Patient bändelte mit einer jungen Dame an.

Die junge Dame wohnte in der Villa, die dem Sanatorium benachbart lag. Dr. Olten rannte sofort hinüber, um sich die Sache energisch zu verbitten, aber er trat in ein Wespennest. In der Villa hauste ein Damenpensionat, und die Vorsteherin des Pensionats — übrigens ein allerliebster Puffel! — hatte Haare auf den Zähnen. Haare von einem wundervollen Aschblond!

Dr. Olten zog sich auf seine rückwärtigen Verbindungen zurück und begann von hier aus einen wohlüberlegten Feldzug gegen die streitbare Pensionsmama. Er wollte sie ruinieren und zur Aufgabe des Pensionats zwingen, koste es, was es wolle.

Er hatte Stallungen mit einem wohlassortierten Lager von Haustieren. Da waren Schweine, Kühe, Ziegen, Enten, die alle neben wohlschmeckenderen Dingen das produzierten, was der ungewaschene Volksmund poesielos Mist nennt. Sotanen Mist ließ er hinfort am Grenzzaun zwischen den feindlichen Lagern aufschichten. Das Zeug ergab einen ansehnlichen Wolkenkratzer, der unangenehm aus dem Munde roch und den Damen des Pensionats jeglichen Aufenthalt im Park verleidete.

Das war ein harter Schlag für Fräulein Huschke, die Pensionatsinhaberin. Drei Damen reisten auf der Stelle ab, vier weitere bestellten sich Broschüren von anderen Pensionaten.

Aber Dr. Olten wurde seines Sieges nicht froh. Sankt Peter ist ein galanter Mann; er kann Verstöße gegen die Ritterlichkeit nicht leiden und schippte etwas weniger Kohlen in den Ofen, mit dem er das Schwarzatal heizte. Wenigstens hatte es den Anschein, denn das Thermometer zeigte nach der Abreise der Damen drei Grad weniger Wärme. Was drei besonders frostige Naturen unter den Sanatoriumsgästen bewog, ihrerseits die Sachen zu packen.

Inzwischen hatte Dr. Olten eine neue Kriegslist gegen Fräulein Huschke ausgedacht; er schoß Spatzen in seinem Garten. Manchmal splitterte dabei auch ein Ast in dem Park des Pensionats. Und als einmal einer der Damen ein toter Sperling direkt auf den Hut fiel, gab es eine Panik. Sechs Damen reisten ab.

Am gleichen Tage sank das Thermometer um sechs Grad. Die Temperatur begann sich derjenigen zu nähern, die in rauheren Landstrichen üblich ist. Infolgedessen kriegten sechs von den Patienten des Sanatoriums den Schüttelfrost und verlangten ihre Rechnung.

Aber der Himmel verstockte das Herz des Dr. Olten. Er erkannte nicht den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Entvölkerung des Damenpensionats und der Fahnenflucht seiner eigenen Schutzbefohlenen. Er bewog den Gärtner des Pensionats gegen Zahlung von zweieinhalb Dollars nächstens einen Sack voll lebenden Mäusen im Damenheim zu öffnen!

Am Morgen nach dem Attentat bewegten sich siebenundzwanzig Damen fluchtartig zum Bahnhof. Am gleichen Tage kroch das Quecksilber des Thermometers zähneklappernd unter Null. Und als wieder ein Morgen kam, saß die ganze Belegschaft des Sanatoriums hüstelnd um den glühenden Ofen der Bahnhofswartehalle und harrte des nächsten Zuges.

Rauhreif im Herzen, schlich um dieselbe Stunde Dr. Olten durch die öde Winterlandschaft des Sanatoriumparks.

Von Gram durchwühlt, lustwandelte gleichzeitig Fräulein Huschke die vereinsamten Schneewege des Pensionatsgartens.

In der Nähe des Misthaufens begegneten sie sich.

„Sie können ihn jetzt wegschaffen lassen, Herr Doktor," sagte Fräulein Huschke bitter, „er hat seinen Zweck erfüllt, meine Gäste sind sämtlich abgereist."

„Meine auch!" seufzte er schwer. „Uebrigens muß ich ihn noch einige Tage stehen lassen, wir haben unerwarteten Wetterumschlag gekriegt, und er ist gefroren."

„Den Wetterumschlag hätte ich Ihnen vorhersagen können. Und wenn Sie glauben, daß es in ein paar Tagen milder werden wird, so sind Sie im Irrtum. Die Gegend hier ist im allgemeinen sehr rauh."

„Das ist nicht wahr, sie hat im Gegenteil ein auffallend mildes Klima!"

„Aber nur, solange mein Haus vollbesetzt ist!"

„Entschuldigen Sie, Fräulein Huschke, was Sie da sagen . . ."

„Klingt Ihnen etwas unwahrscheinlich, nicht wahr? Und doch ist es buchstäblich so! Ich will Ihnen das erklären. In meinem Haus wohnten sechsunddreißig Damen. Jede dieser Damen besaß einen Fön*), denn die Heißluftdusche ist bei der Haar- und Schönheitspflege der modernen Frau so unentbehrlich wie Wasser und Seife. Sechsunddreißig Original-Fönapparate sandten mehrere Male am Tage ihren Gluthauch durch die offenen Fenster in die Landschaft; sie schmolzen den Schnee, küßten die ersten Primeln im Garten wach und lockten zahlreiche Leute mit empfindlichen Atmungsorganen ins Schwarzatal. Sechsunddreißig Damen sind abgereist, sechsunddreißig Fönapparate mit ihnen; es ist kalt bei uns geworden, und Ihr Sanatorium hat sich geleert, Herr Doktor. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie in der Behandlung von Schneehühnern und Polarbären einen Ersatz für Ihren Verlust finden mögen!"

Dr. Olten war ein guter Weiberhasser, aber er war doch ein noch besserer Geschäftsmann. Er überlegte eine Minute gründlich. Dann fragte er, leise tremolierend:

„Fräulein Huschke, wieviel Meter Stoff würden Sie zu einem Brautkleid brauchen?"

„Wenn er doppeltbreit liegt, fünfeinhalb!"

„Nicht mehr! Dann erlaube ich mir, um Ihre Hand anzuhalten!"

Heute sind in Frau Dr. Oltens Damenpensionat im Schwarzatal fünfundsiebzig Original-Fönapparate in Betrieb, Dr. Oltens Sanatorium erfreut sich stärksten Zulaufs, das Klima ist paradiesisch, und in dem Park zwischen beiden Häusern herrscht allezeit ein Leben wie im Sommer.

*) Ueberall erhältlich, jedoch nur echt und betriebssicher, mit eingeprägter Schutzmarke „Fön".

